Port.
25

4.25

Geschichte

und

Begebenheiten

des

Doktor Castelford;

enthaltend

eine aufrichtige und naive Schilderung

der

jetzigen Regierungs-Verfassung

und Sitten von Portugall.

Nach dem Portugiesischen Original.

In zwei Theilen.

Berlin, 1793.
in der Vossischen Buchhandlung.

P. o. ct. 25

Bayerische
Staatsbibliothek
München

45 BG

Nachricht
des Herausgebers.

Der englische Kapitain Richard Müller, starb in Portugall den 16. December 1778, nachdem er mehrere Jahre in portugiesischen Diensten gestanden, und eine vollständige Kenntniß der Regierungsform dieses Reichs, und der Sitten seiner Einwohner sich erworben hatte.

Während der Zeit, daß er sich in Portugall aufhielt, stand er in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Herausgeber dieses Werks, und theilte ihm seine Bemerkungen und Beobach-

tungen, die er in verschiedenen Gegenden des Königreichs anzustellen Gelegenheit hatte, treulich mit.

Aber erst nach dem Tod des Kapitains, wurden seine sämtlichen Schriften seinen Verwandten nach England überschickt, und von diesen erhielt der Herausgeber zween Paquete mit seiner Adresse, wovon das erstere die Geschichte des Doktor Castelford, die wir hiermit bekannt machen, das zweite um vieles stärkere aber die Briefe des Lord Cherington enthielt, die in der Folge noch bekannt werden sollen.

Man hielt es für nöthig, dies Werk hin und wieder zu verändern, und manche Weitläuftigkeiten abzukürzen, die den Leser ohnehin ermüdet haben würden. Der Zweck der Bekanntmachung dieses Werks ist, demselben sichere und wahre Nachrichten über Portugall und dessen Verfassung mitzutheilen; um welche sich die meisten reisenden Engländer, die blos des Handels wegen dies Reich besuchen, nicht bekümmern. Gewöhnlich kömmt noch die Unkennt-

kenntniß der Landessprache, der Gebräuche und Gewohnheiten der Einwohner dazu, daher man in den Berichten dieser Reisenden selten mehr findet, als was den Handel mit Korn, Wein, Aloe, und einiger Gummi und Harzarten, wie auch die Schönheit der daselbst wachsenden Pomeranzen betrift. Zuweilen erzählen sie uns etwas von den Liebeshändeln zwischen den Calesseiros und Maritornos der Gasthöfe, wo sie eingekehrt sind, aber war es wohl der Mühe werth, deswegen England zu verlassen, und nachher eine Reise nach Portugall durch den Druck bekannt zu machen?

So wichtig auch nachfolgende Begebenheiten sind, so enthalten sie doch keine ausführliche Nachricht von dem Sohn des Doktor Castelford, dem Lord Cherington, ausgenommen, was seine Geburt, seine Familie und seinen Pathen den ehrwürdigen Don Perez Govea betrifft.

Kapitain Müller, der in genauer Verbindung mit dem Lord Cherington stand, gesteht

selbst, daß er diesem Don Perez die wichtigsten Nachrichten von dem traurigen Schicksal Castelfords verdankt, der auch dessen Sohn den Lord grőstentheils erzogen, und sein Retter und Wohlthåter wurde. Von beiden hat Kapitain Můller die nåhern Nachrichten von den seltsamen Begebenheiten Castelfords erhalten, sie sorgfåltig aufgezeichnet, und nachher dem Herausgeber, als ein Vermåchtniß, durch seine Familie in England ůberliefern lassen.

Ge-

Geschichte
des
Doktor Castelford.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Castelford geht nach Paris, seine Studien zu vollenden, und von da nach Portugall.

Die Familie des Lord Cherington stammt ursprünglich aus der Grafschaft Middlesex; einer ihrer Abkömmlinge des jüngern Stamms wohnte mehrere Jahre zu Richmond in Yorkshire, wo er unter dem Namen Castelford *) sich als Arzt einen grosen Ruf erwarb.

Dieser hatte sieben Kinder, worunter Karl der jüngste Sohn war, den er nach seinen Grundsätzen sorgfältig erziehen ließ, und ihn gleichfalls zur Arzneikunst bestimmte. Nachdem dieser unter der Anleitung der geschicktesten Lehrer zu Edinburg und London seine Studien vollendet, schickte ihn sein Vater ins

*) Die Familie Castelford ist in dem nördlichen Theil von England, besonders zu Wypershall in Yorkshire, wo noch ein Zweig derselben vorhanden, sehr bekannt.

ins Ausland, damit er durch ferneres Studieren und Reisen seine bereits erworbenen Kenntnisse erweitern und vervollkommnen könnte.

Nachdem der junge Castelford mehrere fremde Universitäten besucht, gab er vor allen andern Städten Paris den Vorzug, ließ sich daselbst nieder, und erwarb sich daselbst die Achtung mehrerer berühmter Personen. Da ihm diese glänzende Stadt den feinsten Weltgenuß, und die unterhaltendsten Annehmlichkeiten der Geselligkeit in reichem Maas darbot, so nahm er nach einigen Jahren die Grade der Arzneiwissenschaft daselbst an, und beschloß, sein Leben im Schoos einer sanften und muntern Nation zuzubringen, deren Witz, Geschmack und Scharfsinn ihn fesselte. Aber dieser schöne Traum des Vergnügens verschwand um so schneller, je heftiger er sich dem Taumel des Genusses überließ. Bisher hatte er sich mit der Nachsicht seines Vaters geschmeichelt, aber dieser wollte schlechterdings nicht zugeben, daß er ferner zu Paris blieb, und schickte ihm statt der Antwort auf seine dringendsten Vorstellungen den Befehl zu, schleunig nach Richmond zurückzukehren.

Paris verlassen, war für ihn soviel als allen Aussichten einer glücklichen Zukunft entsagen, blieb er aber wider den Willen seines Vaters länger daselbst, so mußte er sich auf alle Uebel gefaßt machen, die gewöhnlich der Ungehorsam gegen Eltern nach sich zieht.

Er

Er war schon halb entschlossen, nach England zurückzukehren, als ein französischer Kaufmann, der ein groses Handelshaus zu Lissabon errichtet hatte, ihm die Schönheit des portugiesischen Himmelsstrichs, und die Merkwürdigkeiten des Landes mit so lebhaften Farben schilderte, daß der junge Castelford darinn ein Mittel zu finden glaubte, seine Neigung mit seiner Pflicht zu vereinigen. Im wahren Verstand drang sein Vater nicht so sehr auf seine Rückkehr nach England, als vielmehr auf seine Abreise aus einem Reich, welches er blos zu seinem Unterricht durchreisen, aber nie zu seinem beständigen Wohnsitz machen sollte. Er gieng also nicht nach Richmond zurück, verließ aber Frankreich, und begab sich nach Havre de Grace, wo er mit dem ersten Schiff nach Portugall unter Seegel gieng, und nach einer kurzen Fahrt glücklich daselbst ankam.

Castelford war von dem schönen Himmel von Portugall ganz hingerissen, und die gute Aufnahme, die er in dem Hause des Franzosen fand, vermehrte den angenehmen Taumel, in welchem nachher seine Landsleute die Engländer ihn zu unterhalten suchten. Die Zeit verstrich ihm hier so angenehm, daß er sich weder nach Richmond, noch nach Paris zurücksehnte; er besuchte die schönen Gegenden um Lissabon, und sah jeden Tag neue Auftritte und Aussichten, die seinen Geist und seine Einbildungskraft auf die angenehmste Art beschäftigten.

Die reizende Lage der Stadt an den majestätischen Ufern des Tajo, die grose Menge Schiffe, das Gewühl

des Handels, und die Gesellschaft seiner Landsleute, alles hielt seinen Geist in beständiger Erwartung und Thätigkeit.

Mit jedem Tag fand er neue Merkwürdigkeiten in der Stadt und der Gegend umher, unter welchen der Pallast von Mafra auf den Felsen vor Lissabon seine ganze Bewunderung auf sich zog. Dieser Pallast entstand durch den Stolz des Königs Johann V, welcher dadurch das Eskurial in Spanien verdunkeln, nebenher aber auch seiner Gemahlin schmeicheln wollte, die auf ihrer Reise nach Lissabon die Lage von Mafra für die schönste erklärt hatte.

Unter den Naturschönheiten in der Nachbarschaft der Stadt, reitzte ihn am meisten die pittoreske Schönheit der beiden Dörfer Cintra und Collare's, welche hinter den Felsen liegen, und wohin sich die reichen Bewohner von Lissabon im Sommer zu begeben pflegen, um daselbst in ihren niedlichen Landhäusern der erquickenden Kühle der Luft, des ewigen Grüns ihrer Gärten, welche keinen Winter kennen, der mannigfaltigen Früchte, Pflanzen und des Wohlgeruchs der Blumen zu genießen, durch welches alles die romantische Schönheit dieser Landschaft bis zur Täuschung eines Feensitzes erhöht wird.

Auf der gegenüber liegenden Seite erhebt sich der schöne Pallast von Cintra, und eine Menge Quintas oder Gasthöfe, wo beständige Musik, Tanz und Gesang den Fremdling zur Freude einla-

den, und diesen Aufenthalt zu einem Garten der Hesperiden umschaffen. Hier trifft man des Morgens und Abends eine Menge Menschen aller Klassen und Stände an, welche der kühlen Luft und der Pracht des Orts genießen wollen. Die schönsten Damen lassen sich durch Esel bis zu den grauen Felsenspitzen hinauftragen, während daß ihre Verehrer oder Gatten nebenher zu Fuße hinaufklettern, auf jeden schwankenden Tritt des geduldigen Thiers Achtung geben, und stets bereit sind, ihren Gebieterinnen beizustehen, in der sichern Erwartung des schönsten Lohns.

Mit einem Wort, die Munterkeit und der frohe Muth der ganzen Gesellschaft, die Mannigfaltigkeit der Charaktere, die durch das Zusammentreffen aller Nationen hier entsteht, und worunter der Charakter der Eingebohrnen am stärksten hervorsticht; alles dies erfüllt die Einbildungskraft des Fremden mit Bewunderung und Frohsinn, um so mehr, da er die Tirannei der Regierungsform, die Erniedrigung und Knechtschaft des Volks, den Druck, unter welchem es seufzt, und die eiserne Ruthe nicht kennt, mit welcher Aberglaube und willkührliche Gewalt unaufhörlich dasselbe regieren.

Oben haben wir der Quintas erwähnt; diesen Namen führen in Portugall alle Landhäuser, von deren Ertrag der Bewohner dem Eigenthümer den fünften Theil abgeben muß.

Die Portugiesen hatten ihr goldenes Alter zur Zeit der Regierung der Könige, unter welchen Ame-

rika entdeckt wurde, aber dies Glück verschwand schnell unter der despotischen Regierung Philipps des Zweiten, der sie den Spaniern unterwarf. Von jener Zeit an ist der Name Portugiesen beinah aus der Reihe der übrigen Nationen verschwunden, denn selbst Johann von Braganza, der das spanische Joch zerbrach, konnte sein Vaterland nicht mehr von den Fesseln der Inquisition und des Despotismus befreien.

Nachher nahm England dies Reich in Schutz, gleichsam wie eine Provinz, die sie sich anheischig machten, mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken zu versehen. In dieser Abhängigkeit von einer fremden Macht, unter der erdrückenden Gewalt aller Vorurtheile, war Portugall unter den übrigen europäischen Staaten nicht viel mehr, als irgend ein anderer unbedeutender Erdstrich, den die Geographen auf ihren Charten blos angeben.

Indessen sind in neuern Zeiten einige Schritte zur Verbesserung gethan worden; die Regierung hat den Druck der besten französischen Schriften, besonders der alten Litteratur erlaubt, und was am bemerkenswerthesten ist, die Wiederauflage der mystischen Schriften in portugiesischer Sprache untersagt. Was läßt sich nicht noch alles von einer Regierung erwarten, welche auf diese Art das Uebel in der Quelle selbst zu ersticken sucht?

Zweites Kapitel.

Castelford erhält Nachricht von dem Tod seines Vaters, und nimmt die Stelle als Arzt des englischen Komptoirs zu Porto an.

Die Korrespondenz zwischen England und Portugall wird durch Packetboote unterhalten, welche von dem Postdirektorio von London abhängen. Jede Woche geht, wenn es Wind und Wetter erlauben, ein solches Boot von Falmouth mit Briefen und Effekten ab, an dessen Bord die Reisenden alle erforderlichen Bequemlichkeiten finden, und bei günstigem Wind den Weg binnen fünf oder sechs Tagen sehr angenehm zurücklegen können.

So oft ein solches Packetboot in Portugall landet, eilen alle Fremden voller Erwartung an das Ufer, und selbst die Eingebohrnen nehmen grosen Antheil an der Freude, wegen den Gegenständen des Luxus, die ihnen durch diesen Weg zufließen. Das Gerücht von der Ankunft eines englischen Packetboots verbreitet sich schnell durch alle Zirkel der Gesellschaft, und wird der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung um so mehr, da in Lissabon kein einziges öffentliches Blatt erscheint, welches die Neugierde des Publikums befriedigen könnte.

Doktor Castelford war eben auf einem Spaziergang in den schattichten Gehölzen von Cintra begriffen, als er einem Landsmann begegnete, der ihm die Ankunft des Boots meldete. Er reiste sogleich nach Lissabon zurück, um zu hören, welche Nachrichten er vielleicht von Richmond erhalten hätte; seine Erwartung wurde aber auf die traurigste Art befriedigt, indem er hier die Nachricht von dem Tod seines Vaters erhielt. Er beweinte diesen Verlust um so aufrichtiger, da er einen Vater und Wohlthäter verloren, der alles auf seine Erziehung und Bildung verwendet, und nie etwas gespart hatte, sobald es darauf ankam, das Glück seines Sohnes zu befördern.

Nachdem die erste Trauer vorüber war, und er die Pflichten eines zärtlichen Sohnes erfüllt hatte, fieng er an sein eigenes Schicksal zu überdenken; entwarf verschiedene Plane für die Zukunft; da er aber durch diesen Todesfall frei und unabhängig wurde, so fand er keine Schwierigkeit, sich dem Strom seiner Neigungen zu überlassen.

Lissabon gewann für ihn mit jedem Tag neue Reize; er stand in der schönsten Blüthe des Lebens, und verband mit einer angenehmen Bildung die Gabe der Wohlredenheit, wodurch er sich bei jedermann beliebt machte, überall freien Zutritt fand, und die Tage, die er hier verlebte, unter die schönsten seines Lebens zählte.

Unter diesen Umständen konnte ihm der Ruf, als Arzt des englischen Komptoirs nach der Stadt

Porto

Porto zu gehen, und daselbst die Stelle eines Irrländers zu ersetzen, nicht anders als willkommen seyn.

Ausser den Vorzügen einer guten Erziehung und feiner Kenntnisse, die ihm die Achtung aller seiner Bekannten zuwandten, besaß er noch das in Portugall unschätzbare Verdienst, ein katholischer Christ zu seyn, welches er den Jesuiten der Stadt Saint Omer verdankte, indem diese guten Väter nicht zugeben konnten, daß einer ihrer liebenswürdigsten Landsleute dereinst ewig verdammt werden sollte. Castelford nahm daher das Erbieten des englischen Komptoirs an, und reiste ohne Zeitverlust nach seiner neuen Bestimmung ab.

Nach einer zehntägigen langweiligen Reise durch unfruchtbare Gegenden, wo man beinah kaum etwas zu essen findet, kam er eines Abends zu Porto an, als die englischen Kaufleute wegen einem Sieg des Königs von Preussen ein groses Soupé nebst Ball gaben.

Der englische Konsul, in dessen Haus das Fest gegeben wurde, setzte mit seiner Schaluppe über den Douro, um den Doktor Castelford, den er diesen Abend erwartete, abzuholen, und nach seiner Wohnung zu bringen. Er war kaum daselbst, als die vornehmsten Kaufleute seiner Nation kamen, und ihm ihre Dienste anboten. Nach den ersten Bewillkommungskomplimenten führten sie ihn nach dem Ballsaal, wo er eine zahlreiche Gesellschaft glänzender Damen fand, die ihn seines guten Anstands und ein-

einnehmenden Betragens wegen sehr liebreich aufnahmen. Man speiste nachher in dem Garten, der an den Tanzsaal stieß, unter einer Laube von Pomeranzen und Myrthenbäumen, die mit einer Menge Kerzen so sinnreich und geschmackvoll erleuchtet waren, daß die Wirkung derselben gleichsam ein Feenwerk schien.

Es war eine der schönsten Sommernächte, der Glanz der Wachskerzen, der mannigfaltige Putz der Damen, ihre Vergnügen und Freude einflößenden Blicke, ihre muntere Unterhaltung, und die ganze Pracht eines Fests, welches den Luxus der reichsten Gegend der Erde verrieth; alle diese Gegenstände mußten auf einen Mann wie Castelford, der so eben eine zehntägige mühsame Reise zurückgelegt hatte, und dessen Herz, ohnehin bei jeder Gelegenheit zum Vergnügen gestimmt war, eine bezaubernde Wirkung machen. Er glaubte in den Tempel der Freude getreten zu seyn, und alle Phantasien der alten Romanen realisirt zu sehen.

Die Gemahlin des Gouverneurs, der er durch den Konsul vorgestellt wurde, war die erste, die seiner Eitelkeit schmeichelte, indem sie darauf drang, daß er bei Tische an ihrer Seite sitzen sollte; eine Ehre, die er mit dem feinsten Weltton ablehnte, endlich aber auf Bitten seiner Landsleute annehmen mußte.

Bei Tische zeichnete sich der Doktor durch die Artigkeit und Feinheit seines Benehmens vorzüglich aus,

aus, und gewann um so mehr, da man ihn mit seinem Vorgänger, einem stolzen, rohen und auffahrenden Mann verglich, der überall den ersten Platz forderte, und verlangte, daß seiner Doktorwürde alles weichen sollte. Er pflegte seine Landsleute so tief gegen sich herabzuwürdigen, daß er sie blos als eine Gesellschaft Kaufleute und Weinhändler betrachtete, deren ganze Kunst darinn bestand, einander zu bevortheilen, das Publikum zu hintergehen, und ihre Ausgabe und Einnahme genau zu berechnen.

Nach geendigtem Fest überließ sich Castelford den angenehmsten Träumen, und wurde beim Erwachen angenehm überrascht durch eine Menge Geschenke, die ihm die Gäste des vorigen Abends zuschickten, und die in allerlei Geflügel, Schinken und den feinsten Weinen bestanden, welche man ihn bat als einen kleinen Anfang seiner Wirthschaft zu betrachten und anzunehmen.

Selbst die Gemahlin des Gouverneurs, eine Portugiesin, übersandte ihm zween fette Kälber aus den fruchtreichen Thälern von Arrifana, mit der Bitte, sie zum Gebrauch seiner Leute anzunehmen. Castelford wußte sich nicht erkenntlich genug gegen alle diese Höflichkeiten zu bezeigen, als ein ehrwürdiger Prior eines Klosters der Stadt ihm aufwartete, und ihn bei dieser Gelegenheit mit den Sitten und Gewohnheiten der Stadt und der Art bekannt machte, wie er sich die Einwohner derselben verbindlich machen könne. Er schilderte ihm genau

die Denkart und Sitten derjenigen, mit welchen er künftig leben sollte; denn er kannte die Lebensart der Portugiesen aus langer Erfahrung, weil er, obgleich ein Engländer von Geburt, schon in früher Jugend nach Portugall gekommen, und unsern Doktor die beste Auskunft geben konnte.

Dieser letztere befolgte den Rath des guten Priors aufs genauste, und wendete alle seine Aufmerksamkeit auf die sorgfältigste Behandlung seiner Patienten. Da er sich nebenher der portugiesischen Sprache ernstlich befliß, so wurde er bald mit den vornehmsten Familien bekannt, die seine einfache Kurart bewunderten, und sich glücklich schätzten, durch ihn von der Grausamkeit ihrer Wundärzte, und der Unwissenheit ihrer Aerzte erlöst zu werden. Ueberdies besaß er die drei vorzüglichsten Eigenschaften, um sich bei den portugiesischen Damen zu empfehlen, er war jung, liebenswürdig, und ein guter Katholik.

Auf diese Art schien die Zukunft ihm das glücklichste Leben zu versprechen, er bewohnte ein beinah von der übrigen Welt abgesondertes Land, wo das Glück beinah nur mit ihm beschäftigt schien, ohne daß es ihm Nebenbuhler oder Neider erregte; und das Gold der Privatpersonen schien gleichsam stromweise ihm zuzufließen, wo es in die Hände seines Freundes des Priors übergieng, der es durch verdoppelte Interessen zu vermehren wußte.

Aber die reizendsten Versprechungen der Zukunft täuschen sehr oft, sobald sie auf der Treue eines falschen

schen Freundes beruhen, oder unter dem eisernen Scepter einer despotischen und unerbittlichen Regierungsform stehen.

Drittes Kapitel.

Castelford wird mit einer alten vornehmen Dame von Porto bekannt, die ihm nach ihrem Absterben ein altes sehr merkwürdiges Manuscript hinterläßt.

Unter den Patienten des Doktor Castelford befand sich eine alte portugiesische Dame von ächtem Adel, die aber an Glücksumständen so sehr als an Schönheit Mangel litt. Diese hatte dem Doktor wegen seinem uneigennützigen Verfahren eine besondere Zuneigung gewidmet, und ihm ihre ganze Achtung geschenkt.

In der Blüthe ihrer Jugend hatte sie sich genöthigt gesehen, ihrer Neigung zuwider einen alten Onkel zu heurathen, mit dem sie aber die Süßigkeit des Ehestandes nur vierzehn Tage genoß. Dennoch war diese kurze Zeit hinreichend, sie so vollkommen über den wahren Werth des Eheglücks aufzuklären, daß sie nach dem Tod ihres Gemahls die Wünsche der schönsten und jüngsten Mannspersonen zurückwieß.

wieß. Zwar blieb sie noch immer mit jungen Männern von Geist und Herz in Verbindung, und hörte, gleich ihrem ganzen Geschlecht, bei jeder Gelegenheit gerne Liebesanträge und Schmeicheleien, aber die Ansprüche eines Ehemanns waren ihr ein Greuel.

Sie war ehemals sehr schön gewesen, und konnte das Herz eines Prinzen erobern, auch war sie Mutter einer Königl. Hoheit, welcher Castelford zu Lissabon war vorgestellt worden. Der Stolz ihrer Geburt litt sehr viel durch die Unmöglichkeit, in der sie sich sah, auf eine ihres Standes würdige Art die Bemühungen des Doktors zu belohnen, die er ihr während einer langen schleichenden Krankheit bewiesen.

Jetzt war sie in hohem Alter, und durch Erfahrung von der Eitelkeit aller weltlichen Dinge überzeugt, wendete sie sich mit allen ihren Wünschen, Seufzern und Gedanken, die sie ehemals schwachen und leichtfertigen Menschen geschenkt, an einen würdigen Gegenstand. Beinah täglich beichtete sie ihre Sünden einem ehrwürdigen Pater-Kapuziner, versäumte keine Kirche, und näherte sich jede Woche zweimal dem Tisch der Gläubigen. Der Kalender hatte keinen Heiligen, dem sie nicht in der Vesper ihre Huldigung darbrachte, und in dem Herbst ihres Lebens hatte sie wenigstens zwölfmal dem Patron von Spanien, dem berühmten heil. Jakob von Kompostella in Gallizien, ihre ehrfurchtsvolleste Aufwartung gemacht. Daß es nicht öfterer

ge-

geschehen, lag nicht sowohl an ihrem Willen, als an der Kraft ihrer Börse, die ihr nicht immer erlaubte, den Aufwand einer der Gesundheit so heilsamen Andachtsübung zu verrichten. *)

So oft sie auf ihrem Weg oder auf den Straßen ein hölzernes oder steinernes Christusbild ansichtig wurde, bogen sich ihre Kniee tief zur Erde, ihre Lippen öfneten sich mit Andachtsseufzern, und eine lange Reihe Paternoster und Ave Maria rollten am Rosenkranz unter ihren Fingern weg, deren jedes demjenigen Heiligen gewidmet wurde, der in den himmlischen Chören, vorzüglich aber in ihrem Kopf, die vorzüglichste Eigenschaft besaß, irgend eines ihrer Gebrechen zu heilen.

Hatte sie zum Beispiel Zahnschmerzen, so wurde die heilige Apollina angerufen; andere Schmerzen erforderten wieder einen andern Heiligen, oder eine andere Heilige. **) Mit einem Wort, die Fröm-

*) Die englischen Aerzte kennen diese Wallfahrten nach Kompostella sehr gut. Der berühmte Doktor Moffet, welcher unter der Regierung der Königin Elisabeth lebte, sagt in seinem Werk von Verbesserung der Gesundheit, indem er von den Kammuscheln (Petunculus) spricht: „die besten derselben findet man „in Spanien bei Kompostella, wo Männer und Weiber „hinreisen, um dergleichen zu essen.„

**) Der Ruf der heiligen Apollina die Zahnschmerzen zu vertreiben, blieb nicht blos auf Spanien und Portugall eingeschränkt. Auch in England wurde sie, vor der Reformation, deswegen verehrt, wie aus einem Gebet er-

Frömmigkeit ihrer letztern Jahre war so groß, und die kleinen Allmosen, die sie den Bettelmönchen ertheilte, so zahlreich, daß man den Kasuisten zufolge, die sie kannten, absolvirten, und von ihr dafür ernährt wurden, ferner nach zwölf Wallfahrten nach Kompostella sicher darauf rechnen kann, ihre kleinen Jugendsünden sind ihr dort oben erlassen worden, wo ohnehin Verzeihung mehr gilt als Bestrafung.

Diese gute Dame hatte eine vorzügliche Neigung auf Castelford geworfen, erstlich weil er schön und jung war, und sie noch immer gerne schöne Mannspersonen sah; zweitens weil er ihr viel Ergebenheit bewieß, und endlich weil er zwei seltene Eigenschaften in sich vereinigte, diejenige ein Engländer und doch auch ein guter Katholik zu seyn, welche zwei Dinge sie noch in keinem seiner Landsleute vereint angetroffen hatte.

Da er überdies nie die kleinste Belohnung für seine Bemühungen annehmen wollen, so wurde sie von dieser Großmuth so gerührt, daß sie in ihrer letzten Krankheit, nachdem er ihr die Hofnung der Wiedergenesung als thöricht vorgestellt, und ihr gera-

erhellt, welches noch in dem zu Paris 1532, im drei und zwanzigsten Jahr Heinrichs des VIII. gedruckten Salisbury Primer aufbewahrt ist. Auch versichert der berühmte spanische Kunstrichter Pater Feyoo, daß zu Rom noch ein ganzer Karren voll Zähne gezeigt wird, die von dieser Heiligen kurirt worden, und eine grose Menge gesunder soll sich noch in England befinden.

rathen hatte, sich einzig und allein an den Seelenarzt zu halten, und ihr Leben auf eine exemplarische Art zu beschließen; ihn an ihr Bett treten ließ, und nachdem alle übrigen sich entfernt hatten, ihm ein kleines altes Büchelchen, als die würdigste Belohnung für alle seine gehabten Bemühungen überreichte.

Bei dieser Ueberreichung sagte sie ihm, daß dies Buch seit der Vertreibung der Mauren aus Spanien, in ihrer Familie von den Vätern auf die Söhne fortgeerbt worden, und Geheimnisse enthielt, denjenigen überschwenglich glücklich zu machen, der Kunst und Geschicklichkeit genug besäße, dasselbe zu verstehen.

Sobald Castelford nach Hause kam, hatte er nichts Eiligeres als dies seltsame Buch näher zu untersuchen, riß den Umschlag desselben voller Ungeduld entzwei, sah aber weiter nichts als ein altes spanisches Manuscript, welches noch obendrein mit gothischen Buchstaben geschrieben war, die er nicht entziffern konnte. Er wendete sich also an seinen Freund den Prior, der sein ganzes Vertrauen besaß, und von welchem wir, zu besserm Verständniß des Folgenden, hier einige Nachrichten voraus schicken müssen.

Viertes Kapitel.

Charakterschilderung des ehrwürdigen Pater Priors; er sucht Gelegenheit, das Vermögen des Doktors an sich zu ziehen.

Oben ist bereits gemeldet worden, daß dieser Pater ursprünglich aus England herstammte. Um aber diesen Umstand recht hoch zu benutzen, gab er allen Bekannten, die sich nach seiner Familie in England erkundigten, ganz geheimnißvoll zu verstehen, daß er um alle Schätze der Welt willen sie nicht nennen möchte, aus Furcht, eine so mächtige und berühmte Familie könnte ihn dem heiligen Dienst der Kirche entreissen, von welchem doch sein künftiges Heil abhieng, und dies zu befördern, zöge er Stille und Selbstverleugnung allem Glanz weltlicher Würden und Ehren vor.

Er war Prior des Klosters Sankt Johann zu Porto, und ohngefähr in seinem fünf und vierzigsten Jahr, als Castelford sich daselbst niederließ. Man hatte ihn als ein Kind in den Straßen von Lissabon, wo er durch Zufall aus England hingekommen, aufgenommen, und nachher auf Befehl und durch Unterstützung der Gemahlin Königs

nigs Johanns des V. *) bei den Jesuiten erzogen.

In frühern Jahren hatte er den Auftrag, mit andern Brüdern seines Ordens und mehrern Apothekern und Krankenwärtern, die kranken Soldaten der Garnison zu verpflegen, und führte dabei die Aufsicht.

Als er nach Porto kam, erwarb er sich durch sein einschmeichelndes Betragen und durch seine Würde als Geistlicher, welche in diesem Lande überall Zutritt verschafft, die Bekanntschaft einer jungen und reichen Dame, die sich an ihren Schwager verheurathet hatte, nachdem ihre Schwester ohne Kinder gestorben; diese Heurath lief zwar den Kirchengesetzen zuwider, gründete sich aber auf Politik und auf die Lossprechung des Pabstes.

Der neue siebenzigjährige Ehegemahl, starb ein Jahr nach seiner Heurath, und hinterließ eine Tochter, und seine Gemahlin schwanger. Einsichtsvolle Personen behaupteten dem allgemeinen Gerücht zufolge, daß die beiden Sprößlinge dieser ungleichen Ehe, durch die Kunst und Bemühungen unsers Lands-

*) Diese gutdenkende Fürstin war die Erzherzogin Maria Anna Josephine von Oesterreich, Tochter des Kaiser Leopolds, welche den 7. Oktober 1703 mit dem König Johann dem V. von Portugall verheurathet worden. Sie schien keine grose Zuneigung zu den Portugiesen gefaßt zu haben, indem sie sterbend noch befahl, daß ihr Herz nach Deutschland zurückgeschickt werden sollte.

Landsmanns des Priors emporgekeimt wären, indem sie unmöglich einem alten siebzigjährigen Stamm könnten aufgepfropft werden, der sich kaum noch aufrecht erhalten konnte, als Hymens Wind über seine kahle Scheitel wehte.

Dem sey wie ihm wolle, soviel bleibt gewiß, daß der alte Herr in seinem letzten Willen dem Pater Prior zu seinem Testamens-Ausführer und Vormund seiner Kinder ernannte, und ihm ein beträchtliches Legat aussetzte, im Fall seine Gemahlin mit einem Sohn niederkäme. Traf aber dies letztere nicht ein, so sollte das ganze Vermögen einer Seitenlinie zufallen, und die Wittwe, die Kinder und der Mönch mußten sich in diesem Fall mit einem mäßigen Legat begnügen; so daß der alte Eheheld nach seinem Tod eben so wenig für Frau und Kinder that, als er im Leben für sie gethan hatte.

Wenig Monathe nach seinem Tod kam die Wittwe mit einer zweiten Tochter nieder, die durch ihre Erscheinung in der Welt die schmeichelhaften Hofnungen ihrer Familie und des Priors vereitelte.

Als ein guter Haushälter miethete er jetzt ein nahgelegenes Landhaus, brachte seine Mündel und ihre Mutter dahin, und besuchte sie beinah täglich, unter dem Vorwand der Besorgung ihres Hauswesens; sie ihrer Seits nahm diese Besuche eben so bereitwillig auf, als sie bei dem Leben ihres Ehemahls gethan hatte.

Wir

Wir wissen zwar nicht, wie weit die Erkenntlichkeit der Wittwe gegen ihn gieng, aber wir wissen, daß der Pater Prior etwas von der Wundarzneikunst verstand, daß er überdies die Apotheke seines Klosters unter seiner Aufsicht hatte, und daß er die Geschäfte der Wittwe und seine eigenen mit einer Klugheit betrieb, die selbst der Bosheit keine Gelegenheit zum Argwohn gab; aber eben diese weise Mäßigung und geheimnißvolles Betragen, welches in Portugall bei dergleichen Fällen so nothwendig ist, erhöhten den Reiz seines Vergnügens, zum grosen Verdruß jener neidischen und geschäftlosen Menschen, deren boshafte Reden bei klugen Leuten für den sichersten Beweiß der Lauterkeit des Betragens Sr. Hochwürden gehalten wurden.

Wir wünschten zu Ehren dieses geistlichen Herrn, daß wir ihn beständig in diesem günstigen Licht vorstellen könnten, aber der Verlauf dieser Geschichte erfordert das Geständniß gegen den Leser, daß sobald Castelford zu Porto sich niedergelassen, dieser Prior sich seines Vertrauens so gänzlich bemächtigte, daß alles Warnen der übrigen Engländer vergebens war. Castelford war taub gegen alles Mistrauen, das man ihm einflößen wollte, rühmte öffentlich die grose Erfahrung und den redlichen Charakter des Priors, und machte ihn endlich gar zu seinem Kassirer, gab ihm alles Geld, was er erwarb, und welches mit den aufgehäuften Interessen sich nahe an zwanzigtausend Pfund Sterling belief.

Der Prior, der von seinen Lehrern den Jesuiten gewöhnt worden, in allen Vorfällen des Lebens den ihm günstigen Augenblick wahrzunehmen, fand also auch hier seinen Grundsätzen nichts angemessener und vortheilhafter, als wenn er sich diese Summe von zwanzigtausend Pfund zueignete. Zwar gehörte dies Geld keinem Ketzer, sondern einem Katholiken, aber die Aerzte überhaupt, und die englischen insbesondere sind selten ächte rechtgläubige Christen.

Diesem Plan zufolge erinnerte er sich des alten Manuscripts, welches Castelford geerbt hatte, und begann nun seine Unternehmung nach den Grundsätzen seines Ordens folgendermaßen.

Fünftes Kapitel.

Der Prior klagt den Doktor Castelford bei dem Staatsminister wegen Hochverrath an.

Der letzte Gemahl der jetzigen Maitresse Sr. Hochwürden des Priors, oder der sogenannte Vater der Töchter des Priors, war aus einer sehr alten angesehenen Familie; seine beiden Töchter hatten ein reines Blut, ohne alle Vermischung mit türkischem oder

oder jüdischem von ihm erhalten, und der Prior sah keine Schwierigkeit, sie mit den besten Familien des Königreichs zu verheurathen, ausgenommen den Mangel an Vermögen.

Diesem Mangel suchte er als Vormund und Vater abzuhelfen, und beschloß daher weislich, das Vermögen, so ihnen ihr Vater hinterlassen, mit demjenigen Geld zu vermehren, welches ihm Castelford anvertraut hatte, so daß beides zusammengenommen, jedem Kind eine Aussteuer von zwölftausend Pfund verschafte, eine Summe, die zwar nirgends zu verachten, aber hauptsächlich in Portugall ein groser Reichthum ist, wo der Adel überhaupt mit Schulden beladen, und in gewissem Betracht die ärmste Klasse der Einwohner ausmacht.

Castelford hatte das geerbte Manuscript dem Prior zur Durchsicht gegeben. Dieser fand sehr merkwürdige Nachrichten darinn, unter andern eine Anweisung, einen grosen Schatz zu heben, den die Maurern unter dem Bett eines kleinen Flusses, sechs Meilen ostwärts von Braga, an einer deutlich bezeichneten Stelle vergraben hatten. Auch enthielt das Manuscript eine Anleitung zur Entdeckung einer Goldmine in demselben Gebürg, woher eben dieser Fluß entsprang.

Nachdem er dies alles dem Doktor deutlich erklärt und verdollmetscht hatte, schlug er ihm vor, ihm dies Manuscript durch eine schriftliche Versicherung zu schenken, dagegen er ihm eine treue Ko-

pie davon lassen würde, nachher aber wolle er seinen Kredit bei Hof aufbieten, um ein ausschließendes Privilegium zur Bearbeitung der Goldmine zu erhalten, die Hälfte des Nutzens aber mit ihm theilen; unterdessen wollten sie ganz insgeheim den bezeichneten Schatz gemeinschaftlich heben.

Bevor er dem Doktor diesen Vorschlag that, hatte er Ort und Stelle genau untersucht, die Lage und Beschaffenheit desselben mit der Beschreibung des Manuscripts verglichen, und zu seinem grosen Vergnügen alles richtig und übereinstimmend befunden. Aber eben diese zu hoffenden Schätze waren ein neuer Beweggrund, dem Doktor Castelford sich von der Seite zu schaffen.

Sobald der Schenkungskontrakt von beiden unterschrieben war, schrieb der Prior an den Hof nach Lissabon, und zeigte an, daß sich zu Porto ein englischer Arzt aufhielte, welcher gesonnen wäre, auf dem Gebirg Xérez ein Goldbergwerk zu eröfnen, und weil dieses den Gesetzen des Reichs zuwider lief, und als ein Verbrechen der beleidigten Majestät zu betrachten wäre, so hielt er es für seine Pflicht, den Hof davon zu benachrichtigen. Er erbot sich zugleich, demjenigen die nöthigen Beweise vorzulegen, den der König zur Untersuchung ernennen würde, und versicherte, deß man zur Bestätigung des Verbrechens, die Abschrift eines spanischen Manuscripts bei dem Doktor finden würde, welches den nöthigen Unterricht zu Entdeckung jenes Bergwerks enthielt.

Die-

Diesen Brief schrieb er an einen Vertrauten des damals regierenden Ministers Marquis Pombal, *) mit dem der Prior in gutem Vernehmen stand, und der ihn als heimlichen Aufseher der zu Porto wohnenden Engländer angestellt hatte.

So=

*) Sebastian Joseph Carvalho, lezter Minister von Portugall, der nach und nach zum Grafen von Oeyras und Marquis Pombal erhoben wurde, war ursprünglich ein gemeiner Edelmann aus der Provinz Tralos Montes, wo er im Jahr 1699 geboren wurde.

Nachdem er seine Studien auf der Universität Coimbra vollendet, trat er unter eine Kompagnie der Leibwache, welche den Dienst im Pallast Königs Johann des Fünften versah. Eine schöne Bildung, schlanker Wuchs, ein einnehmendes Betragen, und grose Geistesvorzüge erhoben ihn über die gewöhnlichen Höflinge, und erwarben ihm die Gunst einer jungen und sehr vornehmen Dame, die ihn ihrer Familie zum Troz heurathete. Nachher wurde er zum Posten eines Gesandtschaftssekretairs zu Wien ernannt, woselbst er nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, seine Augen auf die Tochter des Feldmarschalls Daun warf, sie heurathete, und endlich den Marquis Jancos in dem Gesandtschaftsposten zu Wien ablösete, wo er Gelegenheit hatte, seine grosen Talente zu zeigen. Nach der Zeit wurde er nach England geschickt, und endlich nach Portugall zurückberufen, und an das Staatsruder gestellt.

Im Jahr 1760 stürzte er durch die Kraft seines Geistes den mächtigen Jesuiter=Orden, und demüthigte dadurch den ganzen Stand der Geistlichkeit. Die Mannigfaltigkeit seiner ausserordentlichen und zuweilen heftigen Maasregeln, sein Patriotismus, die Aufmunterung, die er dem Ackerbau und Handel verlieh, sein schneller

und

Sobald dieser Freund des Priors, und Vertrauter des Ministers Sr. Excellenz hiervon Nachricht gegeben, trug der Marquis Pombal einem königlichen Richter auf, sogleich abzureisen, die genauste Untersuchung vorzunehmen, und die nöthigen Zeugen abzuhören. Alles dieses mußte dem Landesgebrauch gemäß, mit dem undurchdringlichsten Geheimniß betrieben werden, so daß niemand in der Stadt das Geringste davon nur muthmaßen konnte.

Der Prior, der, seiner Landeskenntniß gemäß, die Folgen einer solchen Untersuchung voraussah, hatte alles zur Erleichterung derselben vorbereitet. Sein Freund hatte ihm gemeldet, daß da der Minister ihn die Ernennung des Desembargador *) oder Kommissärs überlassen, er einen Mann dazu gewählt habe, auf dem er sich vollkommen verlassen kön-

und unermeßlicher Reichthum, sein Geiz, sein willkührliches Betragen während einer vieljährigen Regierung; alles dies ist in Europa bekannt, sowohl wie sein plötzlicher Sturz von dem Gipfel der höchsten Ehre und Macht; welcher der Nachwelt, und besonders seinen Nachfolgern auf gleicher Bahn, zu einem warnenden Beispiel dienen kann.

*) Embargo bedeutet im Portugiesischen soviel als Streit, Verlegenheit, daher der Richter, der das Endurtheil spricht, und die Sache schlichtet, Desembargador genannt wird. Die des Pallasts sind die ansehnlichsten, und werden mit zum königlichen Rath gezogen. Wenn sie nicht von Geburt Edelleute sind, so werden sie durch ihre Stelle geadelt; sie haben dem König Johann dem II. ihr ganzes Ansehn zu verdanken.

könne, und der ganz bereit seyn würde, alle Anschläge zu befolgen, die ihm Se. Hochwürden geben würden; solchergestalt schmeichle er sich, daß der Erfolg seiner guten und redlichen Absichten vollkommen entsprechen würde.

Sechstes Kapitel.

Der Doktor wird bei einem nächtlichen Spaziergang gefangen genommen, auf die andere Seite des Flusses gebracht, und als Arrestant nach Lissabon geschickt; unterwegs schreibt er an den Prior.

Der Richter langte zur Nachtzeit in Porto an, und brachte die nöthigen Befehle mit, im Fall die Beweise gegen den Beklagten sprächen. Alle dergleichen Erkundigungen werden mit der äussersten Behutsamkeit und dem tiefsten Geheimniß eingezogen, so daß vorher niemand etwas davon erfahren kann. Nachdem er vierzehn Tage mit diesem Geschäft zugebracht, dankte er dem Prior für seine Unterstützung, und machte sich gefaßt, nach Lissabon zurückzukehren.

Den Abend vor der Abreise des Kommissärs speiste der Prior mit dem Doktor zu Nacht bei einem

nem Kaufmann von Massarellos, einem an Porto anstoßenden Dorf, welches mit der Stadt vermittelst eines Damms an den Ufern des Douro zusammenhängt. Gegen Mitternacht kehrten beide, wegen der schönen Sommernacht, längs diesem Damm zu Fuß zurück. Bevor der Prior den Hügel von Monchique hinaufstieg, zog er eine verfälschte Kopie des Manuscripts aus der Tasche, übergab sie dem Doktor für die versprochene treue Abschrift, und emfahl sie ihm zur sorgfältigsten Verwahrung, weil sie ihnen beiden grosen Nutzen bringen könne. Nachdem dies geschehen, wünschten sie einander eine gute Nacht, und trennten sich.

Der Doktor setzte seinen Weg längs dem Damm alleine fort, ohne andere Begleitung als einen Bedienten, der eine Fackel hinter ihm her trug. Plötzlich verlöschte die Fackel, vier maskirte Kerls fielen den Doktor von hinten an, bemächtigten sich seiner Person, worauf sie ihn in einen Kahn schleppten, nach dem gegen überliegenden Ufer ruderten, und ihn in eine daselbst bereitstehende Sänfte einsperrten.

Wir verlassen den Doktor auf seiner Reise nach Lissabon, und kehren zu dem Prior zurück, um zu sehen, welchen fernern Antheil er an dieser Sache nahm.

Gleich mit Anbruch des folgenden Tages kam der Bediente des Doktors zu dem Prior, und erzählte ihm den traurigen Vorfall der letzten Nacht, und wie er selbst halbtodt geprügelt worden, und

kaum

kaum noch nach Hause habe kommen können, wo er aber seinen Herrn nicht mehr angetroffen, und seitdem nichts mehr von ihm gehört habe.

Der Prior stellte sich, als wenn er vor Betrübniß und Verzweiflung von Sinnen kommen wollte, kleidete sich eiligst an, und lief bei den Gouverneur von Porto, ihn zu ersuchen, daß er sogleich einen öffentlichen Aufruf ergehen lassen möchte, mit dem Erbieten, daß derjenige, der ihm Nachricht von seinem Freund bringen würde, zweihundert Moyadors Belohnung erhalten sollte. Er besuchte alle englische Häuser in- und ausserhalb der Stadt, rang die Hände, bejammerte das Unglück seines Freundes, vergaß aber dabei nicht der zweihundert Moyadors, die er versprochen hatte, zu erwähnen.

Den folgenden Morgen verkündigte der Ausrufer bei Trommelschlag das Verschwinden des Doktors, und bot jedermann auf, Nachricht von ihm einzuziehen. Die ganze Stadt gerieth in Erstaunen, und niemand konnte begreifen, was dem Doktor begegnet seyn müsse, ausgenommen der Prior, der am lautesten klagte.

Wenig Tage nachher, als er eben bei dem Gouverneur speiste, überbrachte ihm sein Bedienter einen Brief, den er, sobald er die Aufschrift erblickt, dem Gouverneur überreichte, mit der Bitte, ihn der Gesellschaft laut vorzulesen, damit alle zugleich von dem Schicksal des armen Doktors unterrichtet würden.

Der

Der Gouverneur las also, und die Gesellschaft hörte mit Verwunderung den Bericht seiner Aufhebung. Dann meldete der Doktor, daß er den dritten Tag seiner Reise um Erlaubniß gebeten, mit seinem Führer sprechen zu dürfen, und wie ihm dieser erzählt, daß man ihn auf ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät als Gefangenen nach Lissabon brächte. Weiter könnte er nichts von seinem künftigen Schicksal erfahren, doch würde ihm erlaubt, an ihn, den Prior zu schreiben, weil der Desembargador für Sr. Hochwürden die tiefste Verehrung und Hochachtung hegte, und ihn für einen braven, rechtschaffenen und frommen Mann hielt.

Am Schluß bat der Doktor seinen Freund, alle mögliche Nachforschungen anzustellen, um wo möglich die Ursache seines gegenwärtigen Unglücks zu entdecken; ihm seine etwanigen heimlichen Feinde zu nennen, und seinen Kredit aufzubieten, ihn bald wieder zu befreien; unterdessen aber bat er ihn um die Gefälligkeit, daß er sein Haus, Güter und Mobilien in Beschlag nehmen möchte, um es ihm bei bessern Zeiten wieder zustellen zu können.

Im Vertrauen auf seine Freundschaft, fuhr der Doktor fort, hoffe er diese Gefälligkeit von ihm, sollte aber das Schicksal über ihn gebieten, so möchte er von seinem Vermögen soviel behalten als ihm beliebte, und es als den letzten Beweis seiner Freundschaft betrachten. Schlüßlich betheuerte er seine Unschuld, und bat den Himmel, seinen Feinden zu vergeben, wie er ihnen verzieh.

Nach

Nach Tische, während die übrigen den Kaffé zu sich nahmen, besprachen sich der Prior und der Gouverneur über diese Sache, und kamen bald darinn überein, daß es Unbesonnenheit seyn würde, den Gefangenen entschuldigen, oder befreien zu wollen, weil er seinem eigenen Geständniß zufolge, auf Befehl Sr. Majestät eingezogen worden. Wer also jetzt sich noch seiner anzunehmen wagte, mußte befürchten, sein Schicksal mit ihm theilen zu müssen, weil ein solches Betragen als ein Tadel der Klugheit und Weisheit der gegenwärtigen Regierung betrachtet werden würde, um so mehr, da der Minister mit der Familie Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs verwandt wäre.

Auf diese Art wurde der unbefangenste redlichste Mann, durch die boshaften Ränke und habsüchtigen Absichten eines schändlichen Mönchs aufgeopfert, den er für seinen vertrautesten Freund gehalten, und ihm sein ganzes Herz eröfnet hatte. Aber so etwas konnte auch nur unter einer tiranniſchen Regierungsform geschehen, wo die boshaftesten und schändlichsten Menschen unter der Maske der Religion, die Guten und Edlen unterdrücken und zu Grund richten dürfen. Möchte man hier nicht mit dem Dichter ausrufen:

If piety be thus debarred acceſs
On high! And of good Man, the very beſt.
Deſigned out, to blood and bear the ſcourge,
What is Teward, and what is Punishment?

„Findet Rechtschaffenheit keinen Zutritt bei dem „Höchsten; wird unter den Guten der Beste „zu einem schimpflichen Ende verdammt, was „ist alsdenn noch Belohnung? was ist Strafe?

Siebentes Kapitel.

Castelford wird nach dem Gefängniß gebracht; die Jesuiten werden aus Portugall verjagt, und Pater Malagrida wegen Ketzerei verbrannt.

Wir haben den armen Doktor Castelford auf dem Weg nach Lissabon, in eine wohlverschlossene Sänfte eingepackt, als reisenden Staatsgefangenen verlassen. Er hatte seine Führer gebeten, ihm beim Einsteigen in die Sänfte wenigstens die Ketten von den Füßen zu nehmen, aber man verweigerte ihm diese Gunst, und drohte ihm sogar, noch einen Knebel in Mund zu legen, wenn er sich nicht stille und duldsam betrüge.

Den achten Tag nach ihrer Abreise kamen sie bei Nachtzeit zu Lissabon an, wo der Doktor sein Quartier im Fort Pedroussos, unterhalb des Schlosses Belem, an dem Ufer des Tagus erhielt. Es be-

bestand aus einem engen kleinen Zimmer, worinn von Mobilien nichts weiter als eine alte Matratze und eine schlechte Decke war; an der einen Seite befand sich eine Art Tagloch, wo er, wenn er auf die Fußspitzen trat, die Masten der Schiffe sehen konnte, die den Fluß auf und abseegelten.

Der Richter stattete den folgenden Tag dem Staatsminister seinen Bericht ab, und überreichte ihm die Protokolle des Verhörs. Se. Excellenz dachten zu gerecht, um sich blos allein auf den Richter zu verlassen, sahen die Papiere weiter nicht an, befahlen aber nach einer Unterhaltung von zwei Minuten dem Richter, dieselben dem Vice-König zu überliefern, den der König so eben nach Rio Janeiro schicken wollte; der Gefangene aber sollte nebst den übrigen Staatsgefangenen eingeschifft, und nachher mit dem Vice-König nach Brasilien geschickt werden.

Es war ein groses Unglück für den Doktor, daß der Staatsminister nicht Zeit hatte, den Prozeß selbst durchzusehen, vielleicht hätte er ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohnerachtet man gewohnt ist, einen Beklagten schon als halb schuldig zu betrachten. Der Minister hatte überdies die löbliche Gewohnheit, sich gänzlich auf seine Beamten zu verlassen; auf diesen grosen Grundsatz stützte er seine Staatsverwaltung und seine Ruhe; übrigens war er die Seele von allem, weil die Bittschriften sämtlich an ihn gerichtet werden mußten; endlich schien ihm auch die Sache des Doktors so klar und

so unbedeutend, daß er es überflüßig hielt, sich lange damit aufzuhalten.

Wirklich hatte er ein weit wichtigeres Geschäft unternommen, das ihm viel Mühe und Kopfbrechens kostete. Er hatte nemlich einige tausend Jesuiten auf zwanzig Schiffe bringen lassen, die zu Ostia landen, und daselbst die Befehle ihres Generals erwarten sollten; weil sie durch einen Königl. Befehl vom 3. September dieses Jahrs aus ganz Portugall verwiesen und verbannt wurden, dafür daß sie im vorigen Jahr an demselben Tag dem König nach dem Leben getrachtet hatten.

Der Minister war noch mit der Durchsicht verschiedener Bücher beschäftigt, welche der Pater Malagrida im Gefängniß durch göttliche Eingebung geschrieben hatte. Das eine führte den Titel:

> Heldenmüthiges und bewundernswürdiges Leben der glorreichen heiligen Anna, Mutter der hochheiligen Maria, von dieser Heiligen selbst diktirt, mit ihrer Genehmigung und durch Unterstützung ihres hochheiligen Sohnes niedergeschrieben.

Das zweite Buch war lateinisch, und führte den Titel: Tractatus de Vita et Imperio Anti Christi.

Es ist bekannt, daß dieser Pater Malagrida einer der ersten und eifrigsten Mitglieder seines Ordens war, der durch seine mystischen Reden, vorgeb-

geblichen Prophezeiungen und andere höhere Einflüsse des Himmels, der alten Marquise Eleonore von Tavora den Kopf verrückte, und sie zu einer Verschwörung gegen das Leben des Königs bewog.

Man weiß ferner, daß sie durch das Ansehen und die Scheingründe dieses Jesuiten hintergangen, ihren Gemahl, ihre Kinder, und mehrere andere Personen mit in dies Komplot, den König zu ermorden, verwickelte. Eben so weiß man, wie sie dies Verbrechen auf dem Blutgerüst büßen mußten, und daß der König, bevor er die Jesuiten als Stifter und Beförderer dieser Verschwörung verurtheilte, so nachsichtsvoll war, von dem römischen Hof die Erlaubniß zu verlangen, sie den Gesetzen des Königreichs gemäß richten zu dürfen, und daß der römische Hof diese Erlaubniß verweigerte. —

Es wäre unverzeihlich gewesen, wenn der erste Urheber dieser Schandthat, Pater Malagrida, ungestraft geblieben wäre. Um ihn verurtheilen zu können, versteckte man Auflaurer in sein Gefängniß, und diese sagten hernach eidlich aus, daß sie ihn in den Augenblicken, wo er sich allein glaubte, in gewisse heftige, aber zu ihrem höchsten Befremden, sehr irdische Entzückungen ausbrechen sahen. Ein alter, durch Fasten, lange Gefangenschaft und innere Vorwürfe abgehärmter Mann, überließ sich hier in dem schreckenvollsten Kerker noch gewissen Handlungen, die eben so sehr gegen die Natur fündigten, als sie den Namen der Religion, die er

oft zum Deckmantel derselben gebraucht hatte, lästerten.

Die Aussage dieser Zeugen, die Schriften, die er für Inspirationen ausgegeben, und alles dasjenige, was man aufsucht, wenn man jemand zu Grunde richten will, entrissen endlich diesen Pater Malagrida seinem Kerker, der Autorität des römischen Hofes und dem Schutz der Heiligen, die ihn inspirirt hatten, und überlieferten ihn der heiligen Inquisition, welches Gericht damals in dem Ruf der Inspiration der Hölle stand.

Der Buchdrucker mußte sich stellen; die Bücher wurden herbeigebracht, die Zeugen traten zitternd und bebend in den Verhörsaal, und nachdem sie ihre Aussage gethan, und alles pünktlich niedergeschrieben worden, so sprach Paul von Carvalho, Bruder des Ministers und Präsident des Gerichts, einstimmig mit den Mitgliedern der Inquisition das Urtheil, daß die Schriften des Pater Malagrida verbrannt werden sollten. Dies wurde kurz nachher ins Werk gerichtet, zur grosen Zufriedenheit aller rechtschafnen Leute, welche behaupteten, daß dies der erste Fall wäre, wo die Inquisition, dem römischen Hof zu troz, ein billiges Urtheil gesprochen hätte.

Das Urtheil, welches der hohe Rath über die übrigen Verschwornen aussprach, wurde in dem Pallast Ajuda unterm 12. Januar 1759 ausgefertigt, und von drei Staatssekretären unterschrieben. Die Hinrichtungen wurden einige Zeit nachher vollführt,

und nur ein einziger soll, den Nachrichten jener Zeit gemäß, seiner Strafe entgangen seyn. Die Hingerichteten waren folgende:

1) Joseph Mascarenhas, ehemaliger Herzog von Aveiro; 2) Eleonore Marquise von Tavora; 3) Franz Marquis von Tavora; 4) Ludwig Bernard von Tavora, dessen ältester Sohn; 5) Joseph Maria Tavora, der jüngste Sohn, Adjutant der Militair-Orden seines Vaters des Marquis Tavora; 6) Hieronimus d'Ataisa, Graf von Antigoua; 7) Blaise Joseph Romeiro, Korporal der Kompagnie Bernards Tavora; 8) Anton Alvarez Fereira; 9) Joseph Polikarp d'Azevedo, welcher aus dem Gefängniß entfloh, und nichts mehr von sich hören lassen; 10) Emanuel Alvarez Fereira, Kammerdiener des Herzogs von Aveiro; 11) Joseph Michel, Page dieses Herzogs. *)

*) Alle waren in dem Urtheil des Königsmords beschuldigt, und niemand zweifelte damals an ihrem Verbrechen. Unter der jetzigen Regierung wurden jedoch verschiedene von ihnen für unschuldig erklärt, und wieder in ihre Ehre und Würden eingesetzt. — Der Tod ist an sich keine Strafe, da alles, was geboren wird, demselben früh oder spät unterworfen ist; aber als ein Unschul-

Achtes Kapitel.

Castelford wird als Staatsgefangener nach Brasilien gebracht, und kömmt daselbst krank an.

Sobald der Minister Pombal sämtliche Jesuiten nach dem Hafen von Ostia einschiffen lassen, und nachdem er in den mystischen Schriften des Pater Malagrida hinlänglichen Stoff entdeckt hatte, den Eifer der heil. Inquisition eine Weile zu beschäftigen, so gieng seine erste Sorge dahin, den neuen Vice-König mit einer Flotte und zahlreichem Gefolg nach Brasilien zu schicken.

Der Richter, der den Auftrag hatte, den Namen des Doktors mit allen Umständen seines Verbrechens in das schwarze Buch der Staatsgefangenen einzutragen, ertheilte dem Kommandant des Forts Pedrousso die Weisung, ihn demjenigen Offizier, den der Vice-König dazu abschicken würde,

zu

schuldiger dazu verdammt zu werden, und mit Schande gebrandmarkt aus der Welt zu gehen, ist ein Schritt, vor dem selbst der Standhafteste mit Entsetzen zurückschaudert. Und doch ist diese Geschichte der unterdrückten, erniedrigten und entehrten Unschuld, die Geschichte aller Völker.

zu überliefern, damit er nach Brasilien eingeschifft werden könnte. Dies geschah sechs Wochen nach der Ankunft des Doktors zu Lissabon; und er wurde nebst eilf andern Gefangenen an Bord eines grossen Schiffs gebracht.

In dem untersten Raum dieses Schiffs hatte man für jeden Gefangenen einen besondern Winkel eingerichtet, der von starken Brettern zusammengeschlagen, sieben Schuh Länge, fünftehalb Breite, und eben soviel Höhe hatte, so daß sie einem Stall vollkommen ähnlich sahen. Diese Löcher waren auf einem Boden, in gewissen Entfernungen von einander angebracht, und um die Gemeinschaft unmöglich zu machen, hatte man die Zwischenräume mit Sand und Ballast ausgefüllt.

Oben in jedem dieser Kerker war ein viereckichtes Loch angebracht, wodurch den Gefangenen ihre armselige Nahrung gereicht wurde, und durch welche man einige Stunden der Nacht über, eine kleine Lampe hineinließ, um die Finsterniß dieser hölzernen Hölen zu erleuchten. In dem Innern derselben blieb kaum soviel Raum übrig, um das nöthige Wasser und einige andere nothwendige Geräthschaften zu stellen. In dieser fürchterlichen Lage mußten die Gefangenen vier ganzer Monathe, von dem Tag ihrer Einschiffung an, bis zu ihrer Ankunft in dem Fluß Rio Janeiro verharren. Als sie daselbst ankamen, wurde ihr Elend noch um einen Monath verlängert, bis der Vice-König Besitz

von seiner Statthalterschaft genommen hatte, denn dieser hatte soviel andere Anordnungen zu machen, daß ihm keine Zeit übrig blieb, an die Ausschiffung der Gefangenen zu denken.

Der Tag brach endlich an, der diese Elenden dem Tageslicht, aber nicht alle dem Leben wiedergab. Drei von ihnen waren gestorben, und man konnte an dem Leichnam des einen noch die Spuren des Selbstmords entdecken. Castelford sah sich nicht mehr ähnlich, zwar lebte er noch, aber keine Spur von jener Jugendblüthe war mehr an ihm zu entdecken. Seine Augen lagen tief im Kopf, sein Ansehn war hager und schrecklich, seine Haare zerstört, emporsträubend und mit seinem Bart verwickelt; der ganze Mann war ein Bild des Entsetzens, in welchem ihn selbst seine besten Freunde nicht mehr erkannt hätten. So oft er an seinen tiefen Fall, an den traurigen Umsturz seines Glücks, und an sein gegenwärtiges Elend zurückdachte, konnte er sich selbst kaum überreden, ehemals jener blühende Jüngling gewesen zu seyn, dem Glück, Schönheit, Freude und Vergnügen bei jedem Schritt seines Eintritts in die Welt entgegen gelacht hatten.

Neuntes Kapitel.

Castelford wird mit dem Haushofmeister des Vice-Königs bekannt, der seinem Herrn einen günstigen Bericht von ihm abstattet; der Vice-König nimmt ihn gütig auf, und bietet ihm Dienste an.

Der Doktor war endlich so glücklich ans Land zu kommen; aber kaum verließ er seinen bisherigen Aufenthalt, als er von dem Tageslicht, welches er seitdem nicht gewohnt war, geblendet, zurückfuhr, und erst eine grüne Binde vor den Augen tragen mußte, bevor er sich wieder an das Licht gewöhnte. Auch seine Füße versagten ihm anfangs ihre Dienste, weil er durch das lange Sitzen und Liegen des Gehens ganz ungewohnt war.

Nachdem der Vice-König von dem Elend dieser Unglücklichen unterrichtet worden, schien er es sehr zu Herzen zu nehmen; er hatte bisher gar nichts von der Art ihrer Gefangenschaft, und wie sie gehalten worden, gewußt, um also, soviel an ihm lag, das Uebel einigermaßen zu heben, erlaubte er denjenigen, welche Verwandte in der Stadt hatten, bei ihnen zu wohnen, unter der Bedingung, daß

diese für das Betragen der Gefangenen stehen, und sie ihm jedesmal auf Verlangen vorstellen sollten, weil er selbst für sie verantwortlich war.

Der einzige Castelford hatte in dieser Stadt weder Verwandten noch Freund; aber der Vice-König, ein Mann von Menschengefühl, ohnerachtet er mit dem Stolz und der Unwissenheit der Portugiesen erzogen worden, ließ ihm, sobald er erfuhr, daß er ein Engländer wäre, ein kleines Zimmer in seinem Pallast einräumen, und befahl ihm zu warten, bis er wieder zum völligen Gebrauch seiner Glieder käme, weil er noch bis jetzt halb lahm war.

Der Haushofmeister verfügte sich mit diesem Befehl zu dem kranken Doktor, erklärte ihm die Meinung des Vice-Königs seines Herrn, und versah ihn mit Wäsche, Kleidern und andern Nothwendigkeiten. Man denke sich einen jungen Mann, der am Rand des Grabes, von allem Unglück und Elend niedergedrückt steht, und sich plötzlich gerettet sieht! Castelford hob bei dieser frohen Bothschaft seine Augen gen Himmel empor, ein Strahl von tröstender Hofnung erheiterte seine Seele, und der Gedanke von künftigem Glück erhob ihn über sein Schicksal. Das höchste Guth des Lebens, die Jugend besaß er noch, diese und die Aussicht einer bessern Zukunft brachte ihn bald wieder zu sich selbst, seine Kräfte kehrten wieder, und mit ihnen jene Munterkeit des Geistes, wodurch er sich sonst immer ausgezeichnet hatte.

Der

Der Haushofmeister, der ihn, seiner muntern Unterhaltung wegen, jeden Abend ein paar Stunden besuchte, und viel Vergnügen in seiner Gesellschaft fand, machte dem Vice-König und dessen Gemahlin den günstigsten Bericht von seiner Person und Talenten. Bei dieser Gelegenheit erzählte er ihnen die Art, wie der Doktor zu Porto gefangen, nach Lissabon geführt, und endlich unter tausend Mishandlungen nach Brasilien gebracht worden. Diese Erzählung schloß der gutherzige Haushofmeister immer mit der Versicherung, daß Herr Castelford von guter Familie seyn müßte, welches aus seiner Mine, seinem Betragen und seinen Talenten erhelle.

Es schien ihm, sagte er oft, als wenn dieser Fremde alle Wissenschaften besäße, so richtig und einsichtsvoll sprach er über jeden Gegenstand; was aber seine hohe Meinung von ihm am meisten bestätigte, war der Umstand, daß Castelford, obgleich ein Engländer, dennoch ein sehr eifriger Katholik sey, weil er keinen einzigen Gottesdienst des Hauses versäumte, und seit seinem Aufenthalt im Pallast, bereits zweimal dem Beichtvater Sr. Excellenz gebeichtet habe.

Dieser letztere Umstand machte den günstigsten Eindruck auf das weiche Herz der Vice-Königin; sie nahm den lebhaftesten Antheil an seinen bisherigen Unfällen, und drang bei ihrem Gemahl darauf, sie soviel möglich zu lindern, weil, wie sie sagte, der Nationalcharakter der Portugiesen, durch eine

so

so unmenschliche Behandlung auf immer beschimpft würde. Sie erklärte zugleich, daß sie diesen jungen unglücklichen Engländer unter ihren besondern Schutz nähme, und alles, was nur in ihrem Vermögen stände, für ihn thun würde.

Kurze Zeit nachher traf es sich, daß der Haushofmeister seinem Herrn dem Vice-König eine sehr lange und verwickelte Rechnung vorzulegen hatte, und sehr verlegen war, wie er damit fertig werden sollte, denn der Mann hatte nie studiert, und war nie ein Mitglied der kleinsten Akademie gewesen.

In dieser Verlegenheit wandte er sich an Castelford, der dann diese Rechnung leicht auseinandersetzte, und sie so deutlich und schön niederschrieb, daß der Haushofmeister nicht minder als Se. Excellenz darüber erstaunten, denn der Vice-König, der diese Ordnung, Genauigkeit und Handschrift bemerkte, muthmaßte sogleich, daß dies nicht das Werk seines Haushofmeisters seyn könne, und daß irgend eine andere geschickte Hand, ohne sein Vorwissen, im Pallast verborgen seyn müsse. Der Haushofmeister besaß zum Glück nicht den Stolz aller Ignoranten, die sich das Wissen anderer so gerne zueignen, sondern gestand gerne und freiwillig, daß der Fremde alles gethan, und wie er glaube, daß dies noch eines seiner kleinsten Talente wäre.

Nun ließ sich der Vice-König das Verzeichniß der Staatsgefangenen vorlegen, um zu erfahren, in wiefern Castelford strafbar gewesen, und ob nicht

ein besonderer Befehl vorhanden, der ihn als Statthalter nöthigte, strenge gegen ihn zu verfahren. Er fand nichts weiter, als die Beschuldigung, daß Castelford gegen die Gesetze des Reichs ein Goldbergwerk eröfnen wollen, und daß Se. Majestät über dies Verbrechen unwillig, ihm auf die gelindeste Art ihr Misfallen zu erkennen geben wollen, indem sie ihn für seine übrige Lebenszeit nach Brasilien verwiesen. Dabei stand noch die Erklärung, daß der Vice-König wegen der genauen Befolgung eines so gelinden Befehls, Sr. Majestät verantwortlich seyn solle.

Nach einigem Nachsinnen über diese Worte, fand der Vice-König keine Schwierigkeit, das Schicksal des Gefangenen zu lindern, und ihm sogar alle Mittel zu einem glücklichern Stand zu verschaffen, wenn er anders nur Brasilien nicht verließ. Dem zufolge ließ er ihn vor sich rufen, erlaubte ihm, in seiner Gegenwart sich zu setzen, bezeigte ihm Theilnahme an seinem Schicksal, und munterte ihn auf, ihm auch nicht die kleinsten Umstände seiner Gefangennehmung zu verschweigen.

Als Castelford dies Verlangen befriedigt, und seine Erzählung geendigt hatte, frug der Vice-König, ob er jenes von der alten Dame erhaltene Manuscript irgend jemand gezeigt hätte? worauf der Doktor erwiederte, daß er es blos dem Prior von Sankt Johann zu Porto gewiesen, den er für seinen besten Freund, und für den rechtschaffensten Mann in ganz Portugall hielt.

„Beim

„Beim heiligen Jakob! rief der Vice-König, „dieser Prior ist der erste Schurke im ganzen Reich; „ich habe oft und viel von ihm reden hören, er ist „ganz gewiß der alleinige Urheber eures Unglücks! — „Er wäre es! rief Castelford! aber warum hat „mich der Minister nicht angehört! warum schickt „man mich auf bloße Anklage nach Brasilien, ohne „mich zum Verhör zu lassen? —

„Das Unglück ist einmal geschehen, sagte der „Vice-König, und weil es dem König gefallen hat, „euch Brasilien zum künftigen Aufenthalt anzuwei„sen, so bleibt nichts übrig, als sich zu fügen, denn „der König ist gerecht und mächtig. Ich meiner „Seits werde alles beitragen, euch euren hiesigen „Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und „den Gehorsam gegen den Königl. Befehl zu erleich„tern. Sagt mir nur, welchem Geschäft ihr euch „am liebsten widmen möget; die Vice-Königin, die „euch gleichfalls sprechen will, und ich, werden alles „für euch thun, was nur immer von uns abhängt.„

Castelford, dessen Herz ohnehin sehr empfänglich, und zur Erkenntlichkeit gestimmt war, wußte keine Ausdrücke zu finden, eine so unerwartete Güte zu erwiedern. Einige Minuten stand er sprachlos vor seinem Wohlthäter, dann fiel er ihm zu Füssen, küßte seine Hände, und benetzte sie mit Thränen der Dankbarkeit.

Sobald er sich von dieser Ueberraschung erholt hatte, bat er den Vice-König um die Erlaubniß,

sich

sich wegbegeben zu dürfen, damit er vor allem der Vorsicht für eine so unverhofte Wendung seines Schicksals danken könne, die ihm einen so mächtigen Freund und Gönner zu einer Zeit zusandte, wo er nichts als tiranische Behandlung, Verfolgung und einen traurigen Tod erwartete. Nachher wolle er überlegen, auf welche Art er sich der Güte und Großmuth seines Wohlthäters würdig machen könne.

Zehntes Kapitel.

Castelford erwirbt sich die Gunst der Familie des Vice-Königs; der Haushofmeister räth ihm, diese Gelegenheit zu benutzen, um eine einträgliche Stelle in Brasilien zu erhalten.

Der Vice-König, der durch diese Scene beinah eben so bewegt wurde, als der, den sie betraf, kehrte mit gerührtem Herzen zu seiner Gemahlin zurück, und schilderte ihr den Auftritt mit aller Lebhaftigkeit und Wärme eines gefühlvollen Herzens. Die Vice-Königin fühlte eine Thräne der Freude und des Mitleids in ihrem Auge, und eben dies widerfuhr einem liebenswürdigen jungen Fräulein, welches sie nach Brasilien begleitet hatte. Beide rühmten das Ver-

Verfahren ihres großmüthigen Herrn, und bezeigten ihm ihre lebhafteste Freude über seine edlen Gesinnungen gegen einen Fremden, der ihrer in allem Betracht so würdig schien.

Während der ganzen Mittagstafel war Castelford der einzige Gegenstand ihres Gesprächs, denn wir müssen bei dieser Gelegenheit anmerken, daß in Portugall der Gebrauch herrscht, selbst die untersten Bedienten mit zu der Unterhaltung zu ziehen, hauptsächlich aber bei Tische, um einigermaßen den Mangel der Gäste zu ersetzen, die man selten oder nie einladet.

Was die Bedienten der höhern Klasse betrifft, so werden sie oft als bescheidene Gesellschafter und ergebene Freunde betrachtet, deren Rath und Meinung man oft anhört, und zuweilen auch befolgt. Ja es geschieht nicht selten, daß diese Bedienten, wenn sie bei Personen sind, die in grosen Aemtern stehen, ihrem Herrn selbst gefährlich werden, indem sie sich durch Geschenke, Verbindungen oder Bekanntschaften gewinnen lassen, um Leute zu Stellen zu empfehlen, die nachher dem Herrn selbst Verantwortung zuziehen.

Alle Bedienten des Vice-Königs, welche bei Tafel gegenwärtig waren, stimmten jetzt in dem Lob des Doktors überein; einige rühmten seine Höflichkeit, sein zuvorkommendes Wesen, sein einnehmendes Betragen, welches so himmelweit von dem seiner Landsleute in Portugall verschieden war,

wo

wo sie die Engländer nur als gleichgültige, heftige, harte und unfreundliche Leute kennen gelernt.

Andere rühmten sein bescheidenes Wesen, und seine Andacht bei dem Gottesdienst; noch andere priesen seinen schönen Wuchs, seine Figur, Gang, die Regelmäßigkeit seiner Züge, seine feine Haut, und seine schön gebogene Nase. Diese letztere Lobrede machte jedesmal den lebhaftesten Eindruck auf die Vice-Königin und ihre Hoffräuleins. —

Der Haushofmeister, dessen Ansehen und Gelehrsamkeit von keinem der übrigen Bedienten bezweifelt wurde, rühmte vor allem seine ausgebreiteten Kenntnisse, und er selbst glaubte, deren hinlänglich zu besitzen, um behaupten zu können, daß unter allen Fidalgos des Hofs von Lissabon, die er gekannt oder bedient hätte, kein einziger wäre, der es wagen dürfe, sich in Rücksicht der Wissenschaften mit dem Doktor Castelford zu vergleichen.

Zu besserm Verständniß dieser Behauptung wollen wir folgendes hier einschalten:

Die portugiesischen Fidalgos haben dieselben Ansprüche auf Aelte der Geburt und des Adels, als die Hidalgos in Spanien; doch können sie sich nicht mit in die Klasse der Grandezzen rechnen, als welche letztere Würde blos den Herzögen, Marchesen, Grafen u. s. w. zukömmt, welche einen eigenen Platz in der Königl. Kapelle haben. Alle Grands sind Fidalgos, aber nicht alle Fidalgos sind Grands oder Edelleute der ersten Klasse, ob sie sich gleich

dafür angesehen wünschen, wenn sie auch kaum das Ansehen oder das Vermögen eines Bürgers in England besitzen.

Vielleicht besaßen sie vormals diese Würde in Portugall. Ein englischer Geschichtschreiber, der uns Nachrichten von dem portugiesischen Hof unter der Regierung Peters des II. hinterlassen, erzählt die Geschichte eines alten Kloster-Pförtners zu Lissabon, der immer über die Veränderung der Zeiten klagte: „Ehemals, sagte er zuweilen, als ich noch „jung war, sprangen jede Nacht wenigstens ein „Dutzend Mönche über die Kloster-Mauern, um „geheime Liebeshändel aufzusuchen; daher auch das „portugiesische Sprichwort gekommen, daß es eben „so gefährlich sey, bei Nacht mit einem Mönch, als „bei Tag mit einem Fidalgo zu thun zu haben.„

Um aber wieder auf unsere Geschichte zurückzukommen, so sahen sich sogar die beiden Beichtväter des Vice-Königs und seiner Gemahlin, ohnerachtet ihrer Eifersucht und ihres boshaften Neids, gezwungen, mit in das allgemeine Lob des Fremden einzustimmen. Man konnte jedoch ihren Neid deutlich daran bemerken, daß sie sich Mühe gaben, die Lobeserhebungen der andern noch zu übertreiben.

Die Vice-Königin fühlte jetzt eine ihrem Geschlecht so natürliche und verzeihliche Neugierde, den Fremden zu kennen, daß sie sich entschloß, ihn vor sich kommen zu lassen und mit ihm zu sprechen; und die beiden Fräuleins, die ihr nach Brasilien gefolgt

waren,

waren, wünschten sehnlich, ihre schönen Augen an dem jungen Mann zu weiden, dessen Unglück ihre Achtung, ihr Mitleid, und vielleicht ihre Liebe erregt hatte.

Nach Tische, und nachdem jeder seinen Verdauungsschlaf abgewartet hatte, begab sich der Haushofmeister nach dem Zimmer des Doktors, lenkte die Unterhaltung auf das, was bei Tafel vorgefallen war, und rieth ihm freundschaftlich, diese so günstige Gelegenheit nicht zu versäumen, sich um eine einträgliche Stelle zu bewerben, da er doch einmal sein Leben nun in Brasilien beschließen müsse.

Der Doktor schenkte seinen Reden und Gründen alle Aufmerksamkeit, und dankte ihm dann mit der lebhaftesten Empfindung, da er vollkommen überzeugt war, daß diese Eröfnung aus aufrichtigem Herzen kam, und ihm den Weg zu seinem Glück bahnen konnte.

Dessen ohngeachtet gestand er seinem Freund, daß er weder Muth noch Verlangen fühle, um irgend etwas anzuhalten, es würde ihn dagegen unendlich mehr schmeicheln, wenn er die Gunstbezeigungen, mit denen ihn der Vice-König beehren wollte, dessen freiwilligen Großmuth zu verdanken hätte; vor jetzt gienge sein einziger Wunsch dahin, sein Leben dem Dienst eines so edlen Beschützers zu widmen, alles, was er ihm überdies zufließen lassen wollte, würde er als eine neue Bestätigung seiner Gnade betrachten.

Diese Antwort wurde noch denselben Abend dem Vice-König durch den Haushofmeister überbracht, der übrigens alle nöthigen Umstände noch hinzufügte. Beide, der Vice-König und seine Gemahlin, staunten über eine Uneigennützigkeit, von der sie noch kein ähnliches Beispiel erlebt hatten, weil der portugiesische Charakter diese Tugend kaum kennt; um so mehr gewann Castelford an ihrer Achtung.

Der Portugiese versäumt so wenig die Gelegenheiten, seine Obern um Gnadenbezeigungen zu bitten, daß er sie vielmehr auf alle mögliche Art darum quält; er schlägt ihnen die geringsten Dienste sehr hoch an, und rühmt sich seiner Talente, und seiner Vorzüge vor seinen Nebenbuhlern, mit solcher Prahlerei und Dreistigkeit, daß ihm nur seine Konkurrenten an Unbescheidenheit gleich kommen.

Kutscher, Bediente, und Gott weiß wer alles, berufen sich in solchen Fällen auf den Adel ihrer Familie, oder irgend eines Verwandten, ja sogar die Verbrecher setzen der Strenge der Gesetze, ihre Verbindungen, dem Schutz einer vornehmen Famlie entgegen, wovon in dem fernern Verlauf dieser Geschichte mehrere Beispiele vorkommen werden. Dies alles ist in Portugall so etwas gewöhnliches, daß niemand mehr darüber staunt oder unwillig wird, wodurch sich der Ausspruch eines ihrer Schriftsteller bestätigt, der, indem er von dem Charakter seiner Landsleute spricht, folgende Anmerkung macht:

Cada Hum dos Portuguezes presume que se lhe deve tude, e assim qualquier couza que se da aos outros cuidaque se lhe rouba.

„Jeder Portugiese macht Anspruch auf alles, und „hält dem zufolge das, was er andern geben sieht, „für einen Diebstahl, der an ihm begangen wird.„

Eilftes Kapitel.

Die Gemahlin des Vice = Königs wird krank, und von Castelford kurirt. Der Vice=König überträgt ihm wichtige Geschäfte.

Das Glück fieng jetzt an, unsern Verbannten mit jedem Tag günstiger zu werden; und durch seine Sorgfalt sich nützlich und angenehm zu machen, bot sich eine Gelegenheit über die andere dar, seinen Zustand zu verbessern.

Die Gemahlin des Vice=Königs hatte auf der Ueberfahrt von Lissabon nach Brasilien sehr viel ausgestanden, und die Folgen der Seekrankheit dauerten noch lange nach ihrer Ankunft auf dem festen Lande; der Appetit war verschwunden, und wenn sie sich zwang etwas zu essen, so wurde sie von Unverdaulichkeit gequält; dazu kamen noch histerische

Zufälle, welche sie zuweilen in tiefe Schwermuth stürzten, so daß sie des Lebens überdrüßig ward.

Der Vice-König nahm um so lebhaftern Theil an ihrem Zustand, da er sie von ganzem Herzen liebte; ein Umstand, der unter den vornehmern Ständen aller Länder sich selten ereignet, in Portugall aber beinah unter die Wunder gerechnet wird, wo die Vornehmern bei ihren Ehen, Gleichheit der Gesinnungen und gegenseitige Zuneigung für überflüßige Dinge halten.

Alle Aerzte der Stadt hatten bereits ihre Meinung über die Krankheit der Vice-Königin erklärt; ihre eigenen, die sie aus Portugall mitgebracht, waren vielleicht geschickte Leute, kannten aber den Himmelsstrich von Brasilien nicht genug; die erstern schrieben Diät und Recepte vor, aber die Krankheit wollte nicht weichen; nach diesen kamen die Portugiesen mit ihren Vorschriften, das Uebel wurde schlimmer, die Kranke verzehrte sich augenscheinlich, und die Hofnung ihrer Wiedergenesung schwand allmählig dahin.

Eines Tags, als der Haushofmeister mit Castelford im Gespräch begriffen war, wurden die Schmerzen so arg, und das Blutspeien so heftig, daß die Kranke beinah erstickte. Das ganze Haus gerieth in die äusserste Bestürzung, man sandte eiligst nach den beiden ersten Aerzten der Stadt, sie kamen, besprachen sich mit dem portugiesischen, bald entstand ein Streit zwischen ihnen, sie zanken,

schim-

schimpfen und trennen sich, während die Patientin bald den Geist aufgiebt.

Kaum waren diese fort, so eilten die Seelenärzte herzu, denn bei einem Schauspiel muß jeder seine Rolle spielen, aber die Kranke, die weder sah noch hörte, und noch weniger sprechen konnte, hätte unvermeidlich ohne Beichte hinsterben müssen, wenn nicht Castelford es jetzt für seine Pflicht gehalten, ihr zu Hülfe zu kommen, ob man ihn gleich bisher noch nicht darum ersucht.

Er ließ sich von der Kammerfrau an das Krankenbett führen, zog seine Lanzette hervor, und schlug ihr eine Ader, worauf sie augenblicklich wieder zu sich selbst kam; dann verordnete er einen gewissen Trank, der ihr, sobald sie ihn genommen, einen sanften erquickenden Schlaf verschafte. Als sie davon erwachte, fühlte sie sich merklich erleichtert und gestärkt; nun frug sie Castelford um die Beschaffenheit ihrer Schmerzen, und fuhr vierzehn Tage lang fort, ihr lindernde kühlende Mittel zu geben, die er selbst zubereitete, so daß er sie vollkommen wieder herstellte, und die Schmerzen, die sie seit ihrer Abreise aus Lissabon nicht los geworden, gänzlich hob.

Man kann leicht erachten, welche grose Ehre ihm diese Kur zuwege brachte, und wie theuer er dadurch der ganzen Familie wurde, die mit jedem Tag neue Verdienste an ihm entdeckte.

So oft es Gelegenheit gab, sich mit ihm zu unterhalten, erhöhte er noch die vortheilhafte Mei-

nung, die man bereits von ihm hatte, und man fand nichts an ihm zu tadeln, als seine übertriebene Bescheidenheit und zu grose Zurückhaltung. Anstatt mit seiner wirklich gründlichen Wissenschaft, wie andere, die kaum die ersten Anfangsgründe davon verstehen, zu prahlen, mußte man vielmehr mit Bitten in ihn dringen, wenn man eine Antwort, oder Auflösung einiger Zweifel erhalten wollte, die nur er allein in Brasilien zu geben im Stand war.

Dies Betragen, welches dem der portugiesischen Philosophen, Mönche und Doktoren so entgegengesetzt war, brachte die Wirkung hervor, daß man durch blose Vergleichung, diese für Marktschreier und Windbeutel, Castelford hingegen für den wahren Mann von ächten Kenntnissen hielt; weil wahre Wissenschaft stets mit Bescheidenheit begleitet ist.

Der Vice-König befand sich unterdessen in keiner geringen Verlegenheit. Er sollte die Befehle des Staatsministers gegen die Jesuiten in Brasilien eben so ausführen, wie sie in Portugall ausgeführt worden, das heißt, sich ihrer Personen in allen amerikanischen Staaten Sr. katholischen Majestät bemächtigen, und sie alle nach Portugall schicken, damit sie von da aus an ihren General nach Rom zurückgeschickt werden könnten; ferner sollte er alle ihre Güther zum Besten der Regierung einziehen. So lauteten seine Befehle, und für die Befolgung derselben sollte er mit seinem Kopf stehen.

Er war bereits äusserst aufgebracht über die Langsamkeit und die leeren Entschuldigungen der Statthalter und Oberhäupter der Distrikte dieser weitläuftigen Gegend, welche den Befehlen, die der Minister in Portugall schnell ausgeführt wissen wollte, nur sehr träge und mit vielen Schwierigkeiten nachkamen. Bei dieser und mehr andern Gelegenheiten hatte er sich bereits mehrmalen der geschickten Feder Castelfords bedient, dessen vollkommene Kenntniß der Sprache und ausdrucksvolle Schreibart von jedermann bewundert wurde.

Seiner Seits konnte der Doktor nicht unterlassen, insgeheim das zweideutige und falsche Betragen aller derer zu tadeln, deren sich der Vice-König in der Sache der Jesuiten bedient hatte; und in der Ueberzeugung, wie sehr dieser wünschte, dies Geschäft beendigt zu sehen, beschloß er, ihm die Hindernisse anzuzeigen, die bisher die Vollziehung der Königl. Befehle gehemmt hätten. Dies that er, und erbot sich, persönlich überall sich hin zu verfügen, wo es nöthig wäre, und durch seine Gegenwart alle Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, wenn ihm der Vice-König die dazu nöthige Vollmacht ertheilen wollte.

Dieser nahm den Antrag mit Vergnügen auf, übertrug ihm das ganze Geschäft mit den nöthigen Verhaltungsbefehlen, und ließ ihm eine Equipage, nebst einem Gefolg anweisen, welches eines Mannes, der seine Stelle vertreten sollte, würdig war.

Wir wollen ihn nun diesem wichtigen Geschäften überlassen, und uns auf dasjenige einschränken, was während seiner Abwesenheit in der Familie des Vice-Konigs selbst vorfiel, insofern es mit Castelfords Geschichte in einiger Beziehung steht. Noch den Abend vor seiner Abreise erhielt er einen Brief, und in demselben einen zweiten, dessen Aufschrift von fremder Hand war, und welcher in englischer Sprache folgendes enthielt:

„Da ich unvorsichtigerweise der Person, welche „beiliegenden Brief geschrieben, mein Ehrenwort „verpfändet, Ihnen denselben zuzustellen, ohnerachtet mir der Inhalt desselben nicht bekannt ist, ich „übrigens auch überzeugt bin, daß er nichts enthalten „kann, was der Ehre der Verfasserin Nachtheil bringen kann, deren Schritt ich nur insofern entschuldige, weil sie selbst gewiß ist, Ihnen jederzeit vollkommen unbekannt zu bleiben; so erlauben Sie „mir wenigstens, Ihnen zu rathen, daß Sie sich „nicht zu sehr den schmeichelhaften Gedanken überlassen, die dergleichen Briefe gewöhnlich zu erregen pflegen; es ist dies hier zu Lande nichts Ungewöhnliches, und ein Mann von Ihrer Einsicht „wird den wahren Werth leicht zu schätzen wissen. „Erlauben Sie sich daher keine schmeichelhafte Auslegung dieses Briefs, die Folgen davon könnten der „Verfasserin nachtheilig, Ihnen selbst gefährlich, „und mir höchst unangenehm werden.

Ihre ergebene Freundin

A....

Der

Der eingeschlossene Brief war in portugiesischer Sprache geschrieben, und wir geben hier eine Uebersetzung davon, die aber weit hinter der Lebhaftigkeit und dem Ausdruck des Originals zurückbleibt.

„Wenn ich Kraft genug hätte, den heftigen „Forderungen einer Neigung zu widerstehen, die „mich zu Ihnen hinreißt, so würden Sie diesen son„derbaren Beweis meiner Liebe nie erhalten haben. „Wie sehr Ihnen mein ganzes Herz zugethan ist, „können Sie sich kaum denken, und nur diese Lei„denschaft kann mich entschuldigen, wenn ich ohne „Rücksicht auf die Vorschriften der kalten Vernunft, „und ganz wider die Sittsamkeitsregeln meines Ge„schlechts, Ihnen durch das einzige Mittel, so mir „übrig bleibt, eine Neigung erkläre, die das Glück „meines Lebens befördern wird, wenn es mir ge„lingt, die Gegenliebe des schönsten und edelsten „Mannes zu erwerben.

„Mein Herz ist voll der zärtlichsten Unruhe, und „verliert sich in der Bewunderung Ihrer Tugenden „und Ihrer seltenen Vollkommenheiten, so daß ich „nie fähig seyn werde, Ihnen alles, was ich für „Sie fühle, mit Worten auszudrücken.

„Dennoch gestehe ich offenherzig, daß es mir „in dieser angstvollen Lage Trost seyn wird, zu er„fahren, daß dieser Brief so glücklich war, Ihre „Aufmerksamkeit einige Augenblicke zu fesseln, und „davon können Sie mich zu meiner Freude überzeu„gen, wenn Sie von den Blumen der Terrasse ein

„Bou-

„Bouquet binden, und es so vor Ihr Fenster setzen „wollen, daß ich es mit einem Fernglas erkennen „kann. Leben Sie wohl, schöner Mann ... einziger Gegenstand meiner Gedanken und Wünsche.„ —

Zwölftes Kapitel.

Der Vice-König, seine Gemahlin und deren Gesellschafts-Fräulein charakteristisch geschildert.

Wir wollen uns nun etwas näher um das Familienleben des Vice-Königs bekümmern, insofern es Bezug auf diese Geschichte hat, und dadurch zugleich eine Schilderung der portugiesischen Sitten entwerfen, die den Engländern größtentheils unbekannt sind, ohnerachtet der genauen Handelsverbindung, in welcher beide Nationen mit einander stehen.

Dieser Vice-König von Brasilien war ein ächter Fidalgo im ganzen Sinn des Worts, das heißt, unwissend, stolz auf seine Geburt, und ein Sklav der Geistlichkeit. Dies waren die drei Hauptzüge seines Charakters; gleich allen Edelleuten seiner Zeit war er von den Jesuiten erzogen worden, die zwar Gelehrsamkeit genug, aber zuviel Politik besaßen, um ihren Zöglingen Kenntnisse mitzutheilen, die sie

in

in Stand setzen konnten, den Zweck ihres Ordens und die Grundsätze desselben richtig zu beurtheilen. Bei alle dem besaß der Vice-König ein weiches Herz, dessen natürliche Großmuth aber zuweilen durch die Folgen einer verkehrten Erziehung gemildert wurde.

Seine jetzige Lage setzte ihn in eine grose Verlegenheit, indem sie ihm zur Pflicht machte, den Gehorsam gegen seinen Oberherrn, mit seinen eigenen Meinungen und Gefühlen zu vereinigen. Der König von Portugall wollte schlechterdings die Jesuiten ausgerottet wissen, und der Vice-König von Brasilien, der diesen Befehl ausführen sollte, war durch Erziehung und Grundsätze diesen Vätern ergeben; dennoch mußte er auf eine nachdrückliche und entscheidende Art mit ihnen verfahren.

Er war allerdings entschlossen, als Soldat und Mann von Ehre seine Pflicht nach der Strenge zu erfüllen, und sein Mitleid und die Hochachtung für seine ersten Lehrer den Befehlen des Königs aufzuopfern; aber es zog sich um diese Zeit ein Sturm über seinem Haupt zusammen, der durch einen plötzlichen Ausbruch seinen Tod, und den Untergang aller derer, die ihm angehörten, nach sich zog.

Seine Gemahlin war eine nahe Anverwandte des Staatsministers, und von äusserst lebhaftem, munterm und launichtem Charakter, so daß man sie kaum solang festhalten konnte, als nöthig war, ihren Namen zu lesen oder zu schreiben. Aber diese Unwissenheit wußte sie durch soviel natürlichen Witz,

Be-

Beurtheilungskraft und Scharfsinn zu ersetzen, daß auch der denkende Kopf in ihrem Umgang viel Befriedigung fand.

Kurz vor ihrer Abreise aus Portugall hatte sie den Vice-König geheurathet, und war damals neunzehn Jahr alt, welches Alter bei den Portugiesen schon etwas über die Schönheits-Jahre hinaus gerechnet wird. Ihre Haut war weder braun noch olivenfarbicht, sie hielt das Mittel zwischen beiden; aber ihre Züge waren sehr regelmäßig und einnehmend. Diese Vorzüge wußte sie durch etwas Weiß und Roth zu erheben, welche mit Geschmack aufgetragen ihren Augen einen höhern Ton gaben, in welchen ohnehin das Feuer und die Lebhaftigkeit ihres Geistes glänzte. Ihre Zähne konnten an Weisse und Schönheit mit dem Elfenbein wetteifern, und niemand verstand bei dem Lachen mehr Vortheil davon zu ziehen. Sie hatte die schönsten schwarzen Haare, die, wenn sie nicht in Flechten hinaufgeschlagen waren, bis zu den Füßen herabrollten; gewöhnlich aber trug sie dieselben in grosen Flechten und Locken, die unter einer Menge Diamanten und anderer kostbarer Steine halb versteckt lagen; die, so den Rücken hinunterfielen, waren mit Bandschleifen so zierlich und regelmäßig abgetheilt, daß sie die schönste Wirkung hervorbrachten. Dies alles, verbunden mit der Annehmlichkeit ihres Betragens und der Lebhaftigkeit ihrer Physiognomie, bezauberte jeden, der das Glück hatte sich ihr zu nähern.

Oben

Oben haben wir zweier Hoffräuleins erwähnt, die sie von Lissabon mitgebracht hatte; die älteste darunter war Donna Maria de Menezes, eine sehr hübsche Figur, von einem bei einer Portugiesin seltenen weissen Teint und vortreflichem Wuchs. Dieser leztere Vorzug ist unter dieser Nation noch seltener als der erstere, weil die portugiesischen Damen von früher Jugend auf weder Schnürbrust noch Korset tragen, sondern immer im Neglige in weite Mäntel gehüllt einhergehen.

Donna Maria war überdies von Körper etwas stark, und eine lebhafte zur Zärtlichkeit hinneigende Einbildungskraft zog sie zur Freude und Heiterkeit hin. Diesen Hang zum Vergnügen zu bekämpfen, hatte sie gleich allen Portugiesinnen keine andere Grundsäze von Gut und Bös, Tugend und Laster, als die seichten oberflächlichen Begriffe, die ihr durch ihre Mutter und ihren Beichtvater darüber eingeprägt worden; übrigens war sie ganz den reizenden Eingebungen ihrer Neigungen und ihres Temperaments überlassen.

Die Tugendvorschriften des Beichtvaters beschränkten sich darauf, jeden Tag eine Messe zu hören, öfters zu kommuniciren, an gebotenen Tagen sich der Fleischspeisen zu enthalten, oder bis zum Abend gänzlich zu fasten, hauptsächlich aber sehr oft und umständlich zu beichten.

Dieser leztere Umstand wurde der Reinheit ihres Gewissens endlich gefährlich, und ihre Tugend

scheiterte gegen diese furchtbare Klippe. Sie verlor ihre Mutter im vierzehnten Jahr, und ihr Vater, ein außer Dienst und in Pension gesetzter Offizier, schätzte sich glücklich, daß die Mutter der Vice-Königin seine Tochter zu sich nehmen wollte.

Hier ereignete es sich einige Zeit nachher, daß, als Donna Maria ihre geheimen Lieblingssünden gar zu umständlich und lebhaft einem jungen Karmeliter Mönch aus ihrer Familie beichtete, dieser, von der allzureizenden Beichte selbst hingerissen, die schöne Sünderin selbst verführte.

Diese junge Dame hatte schon längst einen aufmerksamen Blick auf Castelford geworfen, und beobachtete bei jeder Gelegenheit alle seine Schritte und Handlungen, welches ihr durch den Landesgebrauch, wovon Alte und Junge so viel Vortheil ziehen, daß nemlich alle Fenster mit Jalousien und alle Thüren mit Glasfenstern versehen sind, sehr erleichtert wurde.

Ihr ganzes Bestreben war dahin gerichtet, die kleinen Unregelmäßigkeiten ihres Lebens, und die Forderungen eines zur Liebe geneigten Temperaments, mit ihrer Pflicht und ihrem Vergnügen zu vereinigen. Nun aber konnte diese Vereinigung nur in dem Stand der Ehe statt finden, daher sie ihre ganze Absicht auf Castelford gerichtet, und in einem Anfall von Schwärmerei obigen Brief an ihn geschrieben hatte. Sie hatte zu dem Ende das zweite Fräulein, welche bei der Familie in größerer Ach-

tung

tung stand, und deren Geschichte hier folgen soll, bewogen, ihm jenen Brief, den treuen Dollmetscher ihrer Liebe, zu behändigen.

Diese letztere hatte ihren Wunsch erfüllt, nicht in der Absicht, die schmeichelhaften Erwartungen ihrer Einbildungskraft zu befriedigen, sondern mit dem reinen Vorsatz, Castelford vor den Fallstricken zu warnen, in die er durch seine Jugend, Zutrauen, und vorzüglich durch die heftige Leidenschaft Donna Marias gezogen werden konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Miß Arabella Dyson, und ihre Familiengeschichte.

Die zweite Dame, welche mit der Vice-Königin nach Brasilien gekommen, war eine Engländerin, Miß Arabella Dyson, welche aus einer angesehenen Familie von London abstammte.

Ihr Vater hatte lange Zeit auf der Königl. Flotte gedient, und der Grad, in dem er stand, erforderte, ob er gleich nicht einer der ersten war, doch ein gewisses Vertrauen, bevor man Anspruch darauf machen durfte. Bei dieser Stelle hatte er Gelegen-

heit gefunden, seinen eigenen Vortheil zu befördern, ohne das Beste des Ganzen aufzuopfern, welches letztere bei manchem reichgewordenen Engländer der Fall ist.

Nach geendigtem Seekrieg, fand er sich durch sein Vermögen und kluge Ersparniß in Stand gesetzt, ein eigenes Schiff zu kaufen, welches er selbst bemannte und kommandirte. Er wünschte nun nichts mehr, als ein Frauenzimmer zu finden, welche geneigt wäre, sein Glück mit ihm zu theilen, und diese fand er auf einer Reise, die er nach Cork in Irrland machte.

Hier lernte er eine reizende, lebhafte Irrländerin kennen, die sein Herz mit dem ersten Blick fesselte. Sie ihrer Seits war dem Ehestand gleichfalls nicht sehr abgeneigt, ihre Blicke gestanden dies dem Kapitain Dyson sehr deutlich, nur wünschte sie vorher genauere Nachricht von seiner Familie und seinen Verbindungen zu erhalten, damit sie den Mann beurtheilen könne, dessen Schicksal zu theilen sie nicht abgeneigt war.

Diese Forderung konnte einen Mann nicht in Verlegenheit setzen, der gleich dem Kapitain, einen grossen Theil seines Lebens in wichtigen Geschäften gestanden hatte; er betheuerte also seiner Geliebten, daß sie sich seiner Verbindung nicht zu schämen haben würde, da er ein naher Anverwandter der Lady Arabella D*** zu London wäre, welcher er sie sogleich bei ihrer Ankunft daselbst vorstellen wollte.

Da

Da nun diese Schwierigkeit die einzige Hinderniß war, die sich ihren beiderseitigen Wünschen entgegensetzte, so ließen sie sich ohne Verzug trauen, so daß Kapitain Dyson binnen weniger als einem Monath ein Schiff gekauft, eine Reise gethan, und sich verheurathet hatte.

Beide reisten mit einander nach England ab, und langten in der Grafschaft Essex, dem Vaterland des Kapitains an, wo sie die Glückwünsche ihrer Bekannten empfiengen. Frau Hitchecok, die Ehehälfte eines Steinschneiders, versicherte die Neuvermählte ihrer ganzen Gunst; Frau Houseman, Jennings, und die junge Mistriß Carwincle kamen nicht von ihrer Seite, sogar die Frau des Pfarrers, welche den Ton in der Gegend angab, glaubte sich durch einen Besuch bei dem neuen Ehepaar nicht zu erniedrigen, und wünschte ihnen alles Glück, ohnerachtet ihr Mann, der Doktor Davidson, behauptete, Kapitain Dyson wäre ein Trunkenbold, und suchte alle Weiber zu verführen. Wer weiß, ob nicht die Neugierde, diesen letztern Punkt bewahrheitet zu sehen, die Frau Davidson zu diesem Besuch gereizt hatte, man müßte denn annehmen, daß sie es gethan, um nur nicht eines Sinnes mit ihrem Mann zu scheinen.

Einige Zeit nachher reisten die Neuvermählten nach London, der Lady Arabella D*** aufzuwarten, von der sie mit der herzlichsten Freude aufgenommen wurden. Da diese Dame sehr eingezogen lebte, so bat sie Madame Dyson, bei ihr zu blei-

ben, während der Kapitain eine Fahrt nach dem mittelländischen Meer unternehmen wollte. Dies Erbieten wurde von beiden Theilen um so williger angenommen, da der Kapitain die Zeit seiner Zurückkunft nicht genau bestimmen konnte.

Lady Arabella freute sich der Gesellschaft der Madame Dyson, um so mehr, da sie eine eben so eifrige Katholikin an ihr entdeckte, als sie selbst war; sie erwieß ihr alle ersinnliche Freundschaft, und sah der Zeit ihrer Niederkunft mit Vergnügen entgegen, welche sich neun Monathe nach ihrer Verheurathung gerade am Fest des heil. Franziskus ereignete.

Madame Dyson wollte aus Achtung für Lady Arabella ihrer neugebornen Tochter eben diesen Namen beilegen, um aber ihre Dankbarkeit zugleich mit der Ehrfurcht gegen den Heiligen ihres Entbindungstags zu vereinigen, that sie im Stillen das Gelübde, ihre Tochter Gott zu widmen, und sie in den seraphischen Orden des heil. Franziskus treten zu lassen.

Diesen Umstand mußte sie jedoch ihrem Gemahl sorgfältig zu verbergen suchen, so wie sie ihm bisher ihre Anhänglichkeit an die römische Religion verschwiegen hatte; er selbst hatte sich bisher um diesen Punkt wenig oder gar nicht bekümmert, da er so wie die meisten Einwohner der Grafschaft Essex sich zur englischen Kirche bekannte, oder deutlicher zu reden, weil er die Religion aller englischen Seekapitains hatte, die sich gewöhnlich darauf beschränken, gar keine zu haben.

Da

Da nun die Geschichte des Doktor Castelford, mit derjenigen der Familie Dyson genau zusammenhängt, so sehen wir uns genöthigt, etwas Mehreres darüber anzuführen.

Der Vater von Mad. Dyson, Herr Lancaster, war in den Gebirgen GallIziens in Spanien geboren, und wußte seine Genealogie durch bestimmte Grade bis zum Jahr 1386 auf das berühmte Haus Lancaster zurückzuführen; zu welcher Zeit Johann von Gand, Herzog von Lancaster, nach Gallizien kam, um daselbst die Ansprüche seiner Gemahlin Constanzia auf den Thron zu unterstützen.

Diese Constanzia war bekanntermaßen eine Tochter Don Pedros, welchem Heinrich der Bastard, von den französischen Waffen und dem Muth des berühmten Du Guesclin unterstützt, Gallizien entrissen hatte; ohnerachtet Don Pedro sich auf den Beistand des schwarzen Prinzen und sein Recht stützte; aber ein Bastard ist gemeiniglich glücklicher als gewöhnliche Menschen. —

Herr Lancaster war weit entfernt, seinen berühmten Ursprung zu bezweifeln, wie wäre dies auch möglich gewesen! Seine Freunde, die Benediktinermönche von Kompostella, die sich auf Genealogien verstehen, hatten es ihm so oft eingeprägt, ihm sogar seinen Stammbaum entworfen, und diesen mit authentischen Dokumenten aus ihrem Archiv belegt! Von diesem Stammbaum hatten sie ihm eine zierliche Abschrift, mit Unterschrift und

Siegel, für die mäßige Summe von funfzehn Moyadors ausgefertigt, die er ihnen gerne dafür hingab, ohnerachtet diese Summe sein ganzes väterliches Erbtheil erschöpfte.

So schmeichelhaft es ist, aus königlichem Geblüt abzustammen, so unumgänglich nothwendig ist es, zu essen und zu trinken. Erst um die Mittagsstunde des folgenden Tags führte der junge Lancaster den unwiderstehlichsten Beweiß, daß er eine grose Thorheit begangen, indem er alle sein Geld für einen Stammbaum hingegeben. Denn nachdem er sich mit seinen neuen Titeln bei verschiedenen Tafeln gemeldet, wurde er überall abgewiesen, sogar von den Benediktinern, die ihrem Pförtner befohlen hatten, ihm den Eingang zu verweigern, im Fall er sich auf die funfzehn Moyadors beriefe, um bei ihnen zu essen, weil sie ihm einen Stammbaum dafür ausgefertigt, der mehr als tausend werth wäre.

Der Pförtner kam diesem Befehl aufs pünktlichste nach, wieß ihn ab, und empfahl ihm, der Schrift gemäß, sein Brod im Schweiß seines Angesichts zu suchen, weil die Brosamen, die von Ihrer Ehrwürden Tafel fielen, für Kranke, Krüppel und Müssiggänger bestimmt wären.

Mit dieser ungastfreundlichen Antwort verließ er das Kloster, als er dreißig bis vierzig seiner Landsleute begegnete, welche mit Bündeln auf dem Rücken munter und guter Laune nach Lissabon zu marschirten. Auf die Erkundigung, welchen Zweck

sie bei dieser Reise hätten, erhielt er zur Antwort, sie giengen dahin, um ihr Brod zu verdienen, und den englischen Kaufleuten ihre Waaren von den Schiffen ans Land, und vom Land ans Schiff bringen zu helfen. Sie setzten hinzu, daß sie gut dafür bezahlt würden, weil die englischen Kaufleute sehr billige Leute wären, und sie nicht Mangel leiden ließen, sogar habe er, der jetzt sprach, einst bei einem solchen Kaufmann mehr Geld auf einem einzigen Tisch gesehen, als alle Fidalgos in ganz Portugall zusammen besäßen; überhaupt schätzten sie die Engländer wegen ihrer guten Laune und ihrem Geld sehr hoch, und höher als alle Mönche, nur fehle es ihnen noch etwas an Christenthum. —

Der Wunsch und die Nothwendigkeit, etwas Geld zu verdienen, wirkte jetzt mächtig auf den jungen Lancaster, wozu noch die Ueberlegung kam, daß wenn diese Leute aus natürlicher Zuneigung einen so günstigen Begriff von den Engländern hegten, er als geborner Engländer um so mehr sich ihrem Dienst weihen sollte. Kurz, jugendlicher Leichtsinn, Hang, die Welt weiter zu besehen, und das Zureden seiner Kameraden, die um ihn herstanden, dies zusammengenommen bewog ihn, einen Entschluß zu fassen: „Es lebe Lissabon und die Engländer!„ schrie er, indem er den Huth hoch in die Luft warf; „zum Henker mit den Mönchen von „Gallizien! nur ihre Stammbäume gelten noch etwas.„ —

Um diesen letzten wichtigen Punkt nicht zu vergessen, eilte er geradeswegs nach Hause, umarmte

seinen alten Vater, steckte seine kostbare Ahnentafel in die Tasche, hängt einen Sack über den Rücken, und verläßt seine Hütte mit dem festen Entschluß, nicht eher wieder nach Kompostella zurückzukehren, bis er soviel Geld gesammelt, um davon einen Pallast bauen zu können. Dann gesellte er sich zu seinen Kameraden, und langte mit ihnen voller Hofnung und etwas hinckend zu Lissabon an.

Vierzehntes Kapitel.

Lancaster wird zu Lissabon mit der Tochter des Don Manoel Montenegro bekannt; Begebenheiten, die sich dabei ereignen.

Während die Benediktiner Mönche zu Kompostella mit der Genealogie des jungen Lancaster beschäftigt waren, bemühten sich die englischen Dominikaner des Klosters vom heiligen Körper zu Lissabon, der Gemahlin des Don Franzisko Antonio Manoel von Montenegro denselben wichtigen Dienst zu erweisen.

Dieser portugiesische Edelmann wohnte dicht neben besagtem Kloster, und handelte zum Zeitvertreib mit irrländischer Butter, Käse, Rind- und Schweinefleisch, alles aus Irrland, woselbst ein Bruder

seiner Gemahlin wohnte, und ihm diese Handelsprodukte von Cork aus zusandte. Mittelst dieses kleinen Gewerbes erhielt Don Manoel seine Familie so ziemlich ihrem Stande gemäs, und lieferte überdies den Dominikaner Mönchen manche andere Artikel in sehr billigem Preiß. Aus Erkenntlichkeit für soviel Gefälligkeiten, erhielt Donna Montenegro immer den ersten Platz in der Messe vor allen andern Frauenzimmern, ausser manchen andern kleinen Freundschaftsdiensten, welche die guten Väter der Familie erwiesen.

Unter diesen hatten der Pater Macdonnel, nebst noch einem andern, die sich beide des Studiums der Antike beflissen, und ohnstreitig die gelehrtesten des Klosters waren, bemerkt, daß Donna Montenegro bei ihren Unterredungen immer mit besondern Vergnügen der Aelte ihres väterlichen Herkommens erwähnte, und zugleich die alles zerstörende Zeit bedauerte, wodurch der edelste und beste Theil des irrländischen Adels, von denen Strongbows unmenschlicher Weise verjagt, und ihrer Besitzungen von einer handvoll barbarischer englischer Abentheurer, die ihren Ursprung nicht einmal beweisen konnten, beraubt worden.

Beide Patres glaubten also, Donna Montenegro keinen angenehmern Dienst zu erweisen, als wenn sie ihr ein genaues und authentisches Verzeichniß ihrer Genealogie darbrächten, wodurch sie den Ursprung ihrer Familie bis in das grauste Alterthum zurücksetzten.

Dies

Dies war die leichteste Sache von der Welt, für Leute, in deren Augen das Alterthum selbst kein Alterthum hatte; auch wollen wir uns deswegen in keine Beschreibung dieses kostbaren Stammbaums einlassen, sondern nur soviel erwähnen, daß Donna Montenegro die lebhafteste Freude darüber empfand.

Sie sah deutlich aus dieser Genealogie, daß ohnerachtet sie vorher Kammerfrau zu Lissabon gewesen, und eine Tochter Herrn Ignatius Oconnel, Butterhändlers zu Cork war, sie dennoch in gerader Linie von dem grosen König Connal Callamhrach, einem Sohn Eidersgoils, und Bruder des Aongus herstammte, von welchem leztern gleichfalls in gerader Linie von der weiblichen Seite, die gegenwärtigen Könige von England abstammen.

Eine solche Menge ihrem Ohr so harmonisch klingender Namen, schmeichelte der Eitelkeit der Donna so sehr, daß sie gerne ihren jezigen Namen, mit dem von Connal vertauscht hätte, wenn nicht ihr Herr Gemahl sich auf das Herkommen berufen, daß eine Frau den Namen ihres Mannes führen müsse. Der gute Don Montenegro konnte sich gar nicht überzeugen, daß seine Frau und Tochter so nahe Anverwandte des Königs von England wären, und zwanzigmal erhob sich hierüber Streit im Hause, welcher immer nachtheilige Folgen für die Wirthschaft nach sich zog. Endlich wurde er durch die Beredsamkeit der beiden Mönche überführt, die, indem sie seine Butter verzehrten, die kluge Vor-

sicht

sicht der Madame Connal nicht genug zu rühmen wußten, die ihrer Tochter so prächtige Namen gegeben; dabei ließen sie sichs wohl schmecken, und lachten in ihrem Herzen über die Einfalt beider.

Wir kehren zum Herrn Lancaster zurück, der unterdessen mit seinen Kameraden zu Lissabon angekommen war, und sich binnen sechs Monathen so fleißig und eifrig um Erwerbung nützlicher Kenntnisse bemühte, daß er vollkommen englisch lesen, und bald darauf auch ziemlich geläufig sprechen konnte.

Binnen weniger als zwei Jahren brachte er es durch gutes Betragen so weit, daß er die Stelle eines Schreibers bei einem der ersten Häuser von Lissabon erhielt. Jeden Sonntag kleidete er sich sehr sauber an, hörte die Messe in dem irrländischen Kloster, und wohnte jedem Stiergefecht und jedem Schauspiel bei.

Auf diese Art machte er sehr bald Bekanntschaft mit Don Montenegro, dessen schöne Tochter er bereits mehrmalen in der Kirche bewundert hatte, wo sie sich unter allen portugiesischen und irrländischen Schönen auszeichnete, welche am Fest des heiligen Gonsalv, vor dem ausgesetzten Sakrament herum tanzten, und durch diesen andächtigen Tanz einen Mann zu erhalten glaubten.

Lancaster wurde anfangs von den feurigschmachtenden Augen der Miß Montenegro, und ihrem stolzen hohen Anstand gefesselt, aber als er die mannigfaltigen Bewegungen und Biegungen ihres Kör-

pers sah, die genau zur harmonischen Melodie einer Guitarre abgemessen waren, so wurde er bis zur Entzückung hingerissen. Selbst die übrigen Zuschauer schienen nur Augen zu haben, sie zu bewundern, und als nach geendigtem Tanz der Zirkel sich öfnete, sie zu empfangen, erscholl ein lautes Beifallrufen, sogar manche von den Mönchen, die damit einstimmten, hätten gerne um ihrentwillen dem Gelübde der Keuschheit auf immer entsagt.

Es konnte Herrn Lancaster nicht an Gelegenheit fehlen, mit dieser Familie näher bekannt zu werden, und im Vertrauen auf seinen Stammbaum und seine Liebe, fand er keine Schwierigkeit, sich gegen Donna Montenegro zu erklären, weil er sich wirklich für die Tochter eines Butterhändlers als eine ehrenvolle Parthie betrachtete.

Er machte seinen Antrag bei Tische, als eben das Essen aufgetragen worden; aber kaum hatte er seinen unbesonnenen Antrag vorgebracht, als Donna Montenegro-Connal, welche mit derben Fäusten versehen war, ihm Messer, Gabel, Löffel und Teller statt der Antwort entgegenschickte, dafür daß er die Frechheit gehabt, auf die Verbindung mit einer Familie aus dem Blut der irrländischen Könige Anspruch zu machen.

Lancaster suchte dem Sturm dadurch auszuweichen, daß er sich nach der Thüre zurückzog, wo ihm noch Feuerzange, Schaufel und Rost nachflogen, so daß er sein Leben nicht eher in Sicherheit

glaub-

glaubte, bis er die andere Ecke der Straße erreicht hatte.

Montenegro, der kurz nach diesem Ungewitter nach Hause kam, mußte nun die bittersten Klagen über die Unverschämtheit eines Elenden anhören, der sich erdreistet, auf eine Heurath mit der Abkömmlingin so vieler Könige Anspruch zu machen. Don Montenegro, der den Stolz und den Muth eines Republikaners besaß, welcher alle Könige geringschätzt, tadelte diese Gewaltthätigkeit seiner Ehehälfte, und stellte ihr vor, daß Lancaster ein Mann von gutem Betragen wäre, dem es in der Welt nicht fehlen könnte, und erklärte, daß er diese Parthie sehr anständig fände, wenn anders seine Tochter dazu einwilligte.

Gegen Abend begegnete er Herrn Lancaster bei einem Stiergefecht, und entschuldigte das Betragen seiner Frau, weil sie sehr jähzornig, und überdies mit gewissen Begriffen von altem Adel besessen sey, wodurch sie aus Stolz den Antrag eines Mannes wie er verworfen, weil sie auf der einen Seite zu viel Adel, und auf der andern gar keinen sähe.

„Wie! rief Lancaster, Gar keinen? Wer ist „denn Donna Montenegro?„ Der Mann erwiederte, sie stamme von einem gewissem König Connal aus Irrland ab. — „Wenn es nun darauf „ankömmt, erwiederte Lancaster, so bin ich der „Glücklichste unter allen Menschen, so wie der Verliebteste; denn ich, so wie Sie mich hier sehen,

stam-

„stamme in gerader Linie von den Königen von Eng„land ab. Ich schmeichle mir daher, die Prinzes„sin heurathen zu können, sobald ich Ihnen meinen „authentischen Stammbaum vorgelegt haben werde, „welcher in einem Kloster zu Kompostella aufbe„wahrt liegt. Ich hoffe demnach, daß mich Don„na Montenegro gelassener anhören, und mir ihre „Tochter, die ich zärtlich verehre, nicht verweigern „wird; aber zugleich schwöre ich Ihnen, daß die „Kenntniß ihres hohen Ursprungs meiner Liebe an Stärke nichts zusetzen kann.„

Der Stammbaum wurde also vorgelegt, und nachdem Donna Montenegro denselben genau geprüft, und die übrigen Vorstellungen ihres Gemahls reiflicher überlegt hatte, bezeigte sie denselben Eifer, diese Verbindung zu beschleunigen, als sie vorher Abneigung dagegen geäussert hatte. Jetzt erst wurde die Tochter um ihre Meinung befragt, und ließ sich schneller als man gehofft, dazu geneigt finden.

Aber noch fehlte die Einwilligung der Herzogin von Melinda, unter deren hohem Schutz die Familie stand. Diese zu erhalten, sprach Pater Macdonnel mit seinem Freund, dem Beichtvater der Herzogin, und in wenig Tagen war die gewünschte Ehe vollzogen. Die einzige Frucht dieser Verbindung war eine Tochter, bei welcher die Herzogin die Stelle als Pathe vertrat, und ihr die Namen Donna Marianna, Porcia, Claudia, Viktoria, Roza de Sottomaior Montenegro und Lancaster

caster beilegte. Das Mädchen wurde in ihrem zehnten Jahr nach Cork an ihren Onkle Ignatius Cornelius Oconnell zur Erziehung geschickt, und nachher, wie oben erwähnt, an den Kapitain Dyson verheurathet.

Funfzehntes Kapitel.

Kapitain Dyson kehrt nach England zurück, kauft daselbst ein groses Schiff, und geht nach Ostindien unter Seegel. Schicksale, die er daselbst erlebt; seine Gemahlin verläßt die Grafschaft Essex, und geht nach Lissabon.

Nach mehrern glücklichen Reisen in der mittelländischen See, und nach einer beinah fünfjährigen Abwesenheit, kam Kapitain Dyson mit beträchtlichen Reichthümern, die er durch seinen Fleiß und Muth erworben, nach England zurück. Nun entschloß er sich, wenigstens ein Jahr an der Seite seiner Gattin auszuruhen, die er kaum recht kannte, und schickte unterdessen sein Schiff mit Korn beladen, unter Anführung seines Piloten nach Lissabon.

Unterdessen reiste er mit seiner Gemahlin nach der Grafschaft Essex, um daselbst das Landleben ei-

ne Weile in Ruhe zu genießen; seine kleine Tochter aber blieb bei Lady Arabella zurück, welche deren Erziehung übernommen, und diese Pflicht im weitsten Umfang erfüllte, indem sie der jungen Miß Dyson die besten Lehrer hielt, und keine Kosten sparte, ihr eine vollendete Erziehung zu geben.

Während der Pilote mit dem Schiffe nach Lissabon seegelte, fand Kapitain Dyson, der gewohnt war, beständig zwischen Klippen herum zu steuern, Geld zu gewinnen, jeden Tag eine neue Scene zu sehen, und bald Windstille bald Sturm zu erleben, seine jetzige Lebensart auf einem Dorf der Grafschaft Essex höchst einfach und langweilig. Jeden Tag sich zu bestimmten Stunden zu Tische setzen, zu Hause oder bei einem guten Freund ein Glas Wein trinken, jeden Abend mit seiner Frau zu Bett zu gehen, dann wieder aufstehen, und den Zirkel aufs neue durchlaufen, diese Einförmigkeit ermüdete ihn so sehr, daß er zur Zerstreuung eine kleine Reise nach London unternahm.

Hier fand er gute Gelegenheit, ein Schiff von sechshundert Tonnen um einen guten Preis zu erhalten, kaufte dasselbe, und beschloß, damit nach Jamaika zu gehen, und auf der Rückreise in Spanien zu landen. Er freute sich innigst, daß er nicht mehr zu bestimmten Stunden essen und trinken durfte, und was ihm am unerträglichsten war, nicht jeden Abend um zehn, höchstens halb eilf Uhr zu Bett

gehen

gehen mußte, daher zögerte er nicht lange, seinen Entschluß auszuführen, ließ seine Gemahlin bei Lady Arabella zu London, schickte sein erstes Schiff zum zweitenmal nach Portugall zurück, rüstete dasjenige aus, was er eben gekauft hatte, und gieng gleich darauf nach Jamaika unter Seegel.

Auch diese Fahrt war glücklich, er setzte seine ganze Ladung mit Vortheil ab; aber zugleich ließ er sich durch mehrere Kaufleute unter der Vorspiegelung eines grosen Gewinnstes hinreißen, mit den Spaniern Schleichhandel zu treiben, und hatte das Unglück, den Seeräubern in die Hände zu fallen, die diese Gewässer unsicher machen.

Diese plünderten zuerst das Schiff rein aus, und giengen nachher wieder unter Seegel mit demselben, nachdem sie den Kapitain Dyson, nebst vier seiner Leute, die sich weigerten, Dienste bei ihnen zu nehmen, auf einem wüsten Felsen, an der westlichen Spitze von Cuba ausgesetzt hatten. Von hier kam Kapitain Dyson, nach verschiedenen unserm Zweck fremden Abenteuern, endlich wieder nach England zurück, nachdem er drei Jahre abwesend gewesen, und alles, was er mitgenommen, verloren hatte.

Sein Pilote, welcher das kleinere Schiff unterdessen nach Lissabon geführt, war weit glücklicher gewesen, und hatte verschiedene Reisen dahin mit

Vortheil wiederholt. Der Kapitain reiste jetzt abermals mit seiner Gemahlin nach der Grafschaft Essex in sein Dorf zurück, in der Absicht, eine kurze Zeit daselbst von den überstandenen Beschwerlichkeiten auszuruhen.

Während seiner Abwesenheit hatte aber seine Gemahlin beinah alle ihre Nachbarinnen gegen sich aufgebracht, indem sie bei mehrern Gelegenheiten ihr Staunen äusserte, niemand in dem Dorf zu finden, der nur irgend einige Ahnen nennen, einen Stammbaum vorzeigen, oder wenigstens nur einige Beweise einer vornehmen Herkunft aufweisen konnte.

Sie erkundigte sich näher nach der Herkunft der Damen Hitchecoke, Alcok und Carwincle, fand aber, daß keine einzige das Glück hatte, weder von dem Hause Lancaster, noch von den Königen von Irrland abzustammen; aber anderer Seits wurden auch diese Damen ihres Stolzes überdrüßig, da sie ohne Aufhören von dem vornehmen Ursprung ihrer Familie, und von dem geringen Herkommen ihrer Freunde sprach.

Die Abneigung, die sie ohnehin schon gegen Madame Dyson gefaßt hatten, wurde durch die Entdeckung einiger Rosenkränze, kleinen Kruzifixe, Reliquien, und eines Mutter Gottesbildes vermehrt, welches letztere Madame Dyson nur zu gewissen Zeiten, wenn sie ihr Gebet verrichten wollte, sehen ließ.

So=

Sobald die Nachbarinnen hinter diese Geheimnisse gekommen, gab Mistriß Davidson, die Frau des Pfarrers, eine eifrige Anhängerin der englischen Kirche, und Tochter eines Bischoffs, den übrigen den Ton an; und von nun an fand Mistriß Dyson, so oft sie erschien, alle Thüren verschlossen.

Mistriß Snapes, die Frau des Gastwirths, erklärte laut, daß sie dieselbe für nichts geringeres als für eine Papistin oder Presbyterianerin hielt, und Mistriß Davidson bewieß nachher unwidersprechlich, daß sie wirklich eine Papistin, das heißt, eben so schlimm als eine Jüdin oder Atheistin sey. Jetzt wies man mit Fingern auf Mistriß Dyson, so oft sie auf den Straßen erschien, und ihre Lage wurde so unangenehm, daß sie beschloß, mit erster Gelegenheit nach Lissabon zu gehen.

Ihr Vater hatte sie in mehrern Briefen ersucht, dahin zu kommen, und ihre Pathe, die Herzogin von Melinda, drang sehr darauf, daß sie zu ihr kommen, oder wenigstens ihre Tochter zu ihr schicken sollte, welche sie sich vornahm, in dem ächtkatholischen Glauben, und in dem Schoos der allein seeligmachenden Kirche zu erziehen, ausser welchem bekanntermaßen keine Rettung zu erwarten.

Kapitain Dyson selbst war um diese Zeit der müßigen Ruhe des Landlebens so müde, daß er herzlich wünschte, sich wieder in Thätigkeit zu setzen,

da aber die Schiffahrt damals sehr schwierig, und der Handel darniederlag, so gieng er nach London, um zu sehen, ob er bei seinem Bekannten eine günstigere Gelegenheit ausfindig machen könnte.

Er wurde hier mit einem Buchhändler bekannt, der von seinem Korrespondenten zu Lissabon den Auftrag erhalten, ihm eine ganze Ladung der besten Schriften aus allen Fächern der Litteratur, hauptsächlich solcher, die zu Lissabon verboten* wären, zu überschicken. Der Korrespondent versicherte, daß er hinlängliche Verständnisse mit den Zollbeamten zu Lissabon hätte, um diesen Büchern den freien Eingang zu verschaffen, vorausgesetzt, daß der Schiffskapitain sie als sein Eigenthum angeben wollte.

Kapitain Dyson verstand sich hiezu unter gewissen vortheilhaften Bedingungen; die Bücher wurden an Bord geschafft, und der Absender schickte noch zween seiner Leute mit, um bei der Ablieferung gegenwärtig zu seyn. Mistriß Dyson widerstand allen Vorstellungen von Lady Arabella, und gieng, ohnerachtet sie im achten Monath ihrer Schwangerschaft war, mit ihrem Gemahl an Bord.

Der Wind war anfangs so günstig, daß sie binnen fünf Tagen am Ausgang des Kanals waren; dann aber erhob sich plötzlich ein heftiger Südwestwind, welcher mit dickem Nebel und einer toben-

den See begleitet war. Vierzehn Tage lavirten sie zwischen dem Kap Lizard und dem Kap Ushand, ohne viel vorwärts zu kommen; und in dieser mislichen Lage kam Mistriß Dyson, deren Gesundheit durch Seekrankheit, Furcht vor Sturm, und schlechtes Wetter erschüttert worden, den 4. Oktober mit einem jungen Sohn nieder. Einige Jahre vorher war sie an demselben Tag mit der ersten Tochter niedergekommen, und dieser Umstand, benebst der Leichtigkeit ihrer Entbindung, bewog sie, aus Erkenntlichkeit gegen den heiligen Franziskus, zu dem Gelübde, daß wenn sie gesund und wohl behalten Lissabon erreichte, sie ausser den Messen, die sie lesen, ihren neugebornen Sohn auf mehrere Jahre lang die Tonsur und das Ordenskleid dieses Heiligen tragen lassen wollte.

Der Wind wurde kurz nachher günstig, und man eilte mit vollen Seegeln dem erwünschten Hafen zu. Sobald sie mit einem guten Nordwind in der Bay von Biscaya angelangt waren, öfneten die beiden Geschäftsträger des Londner Buchhändlers ihre Mantelsäcke, und legten, zum größten Erstaunen der ganzen Mannschaft, die Kleidung des Jesuiter-Ordens an. Mistriß Dyson empfand die lebhafteste Freude über diese unerwartete Veränderung,

der Kapitain hingegen, der sich nie darum bekümmert hatte, was eigentlich ein Jesuit war, achtete wenig oder gar nicht darauf, und die beiden Patres selbst schienen ganz vergessen zu haben, daß der Hof von Portugall seit Kurzem ihren ganzen Orden aus seinen Staaten verwiesen hatte.

Vierzehn Tage nachher liefen sie in dem Tagus ein, und ließen unterhalb des Schlosses Bellem die Anker fallen. Hier wurden sie, der Gewohnheit gemäß, von den Zollbedienten des Hafens visitirt, welche, nachdem sie ihr Amt verrichtet, ihren Bericht nach Hof einsandten, daß ein englisches Schiff mit verbotenen Büchern, und zwei Jesuiten angekommen wäre.

Die Antwort des Hofs blieb nicht lange aus, und ihr zufolge wurde Kapitain Dyson, nebst seiner Frau und Sohn, nach den Gefängnissen gebracht, ohneractet ersterer mit allen Flüchen und Schwüren eines Seemanns betheuerte, daß er in seinem Leben kein Jesuit gewesen. Hierauf wurde auch der Buchhändler, an den die Bücher adressirt gewesen, eingezogen, sein Gewölbe und Niederlage geschlossen, und sein ganzes Vermögen zum Besten der heil. Inquisition konfiszirt. Als man endlich aus den Briefschaften ersah, daß er in einiger

ger Verbindung mit Franzisco Antonio Manoel de Montenegro gestanden, so wurde auch dieser eingezogen, dessen Frau glücklicherweise einen Monath vorher gestorben war.

Sobald die englischen Benediktiner hiervon Nachricht erhielten, so blieben sie dem grosen Mönchsgrundsatz der Selbsterhaltung getreu, und um sich die Gunst des Hofs zu erhalten, traten sie zuerst auf zu beweisen, daß ihr Nachbar Montenegro ein Schelm und Verräther wäre, der sich mit den Jesuiten zu einer Verschwörung gegen den Staat verbunden habe.

Diesen wichtigen Dienst zu belohnen, und jeden Bürger aufzumuntern, die Rechte des Hofs zu unterstützen, erhielten die Benediktiner die Erlaubniß, das Haus und die Gewölber des armen Montenegro zu plündern, wo sie einen grosen Vorrath von Fleisch, Früchten, Butter und dergl. fanden, welcher hinlänglich war, den patriotischen Eifer dieser frommen Väter eine Zeitlang zu unterhalten.

Mistriß Dyson hatte bereits ein ganzes Jahr im Gefängniß geschmachtet, als sie endlich Gelegenheit fand, der Herzogin von Melinda einen Brief zuzubringen, worinn sie ihr das traurige Gemählde ihrer Lage vorstellte.

Die Herzogin, die wegen ihrer Frömmigkeit, Andacht, und reichlichen Allmosen überall beliebt und geehrt, stand auch bei Hof in großem Ansehen. Dennoch wagte sie es nicht, sich zu Gunsten der Mistriß Dyson zu verwenden; denn wollte sie deren Unschuld behaupten, so sprach sie der reinsten Wahrheit gemäß, aber sie wußte aus Erfahrung, daß dergleichen Mittel bei Hof für eine Beleidigung gelten, weil dieser nie zugiebt, daß er je irren könnte. Sie beschränkte sich also blos auf die Vorstellung, daß Mistriß Dyson eine Anverwandte von ihr wäre, und dies einzige Wort verschaffte der Mutter und dem Sohn die Freiheit augenblicklich. Die Herzogin, die sich innigst freute, eine verdienstliche Handlung vollbracht zu haben, ohne dem Hof zu misfallen, nahm beide mit ofnen Armen in ihr Haus auf.

Zweiter Abschnitt.

Sechszehntes Kapitel.

Charakter der Herzogin von Melinda. Verfahren des Staatsministers Pombal.

Lucie Mathilde Dorothea, verwittwete Herzogin von Melinda, stammte aus einem alten spanischen Hause vom ersten Adel, dessen Glieder das sonderbare Glück gehabt, ihren Stamm, selbst während den innern Unruhen des Reichs, ganz rein und unvermischt mit Jüdischem oder Mahometanischem Blut zu erhalten. Dieses war ein zu Lissabon äusserst seltener Fall, man hielt dafür, daß die Herzogin von den alten Christen *) in Spanien herstammte,

*) Der verstorbene König von Portugall Joseph der Erste, hat durch ein Edikt vom 25. Mai 1763, während der Staatsverwaltung des Marquis Pombal, diesen Unterschied zwischen Alt- und Neu-Christen gänzlich aufgehoben, und unter der schärfsten Ahndung verboten, weil es dem Geist der katholischen Kirche, und den ausdrücklichen Gesetzen zuwider liefe, die hierüber unter

te, und dies schien sie durch ihre Frömmigkeit und exemplarisches Leben zu bestätigen.

Sie war damals in ihrem achtzigsten Jahr, und noch bei vollkommenen Kräften; ihr Vermögen aber war bei weitem nicht mehr so beträchtlich als vormals, weil ihre Vorfahren es durch übertriebene Frömmigkeit und wohlthätige Stiftungen merklich vermindert hatten, demohngeachtet war sie noch reich genug, um in ihrem Pallast zu Lissabon eine Menge Kaplane, Mönche und Weltgeistliche zu unterhalten, so daß ein Theil desselben vollkommen einem Kloster, und der andere einer Abtei glich, in deren Mitte sie mit einigen dreissig weiblichen Gesellschafterinnen und Bedienten von allen Farben und Temperamenten lebte. Jeden Morgen hörte sie eine Messe von einem Balcon ihres Schlafzimmers herunter, der auf eine zierliche und geräumige Hauskapelle stieß, und so sinnreich eingerichtet war, daß sie im Nothfall die Messe im Bett hören konnte. Ausser diesem bunten Hofstaat von Geistlichen und Weibern theilte sie noch besondere Allmosen an die Armen

unter dem König Manoel den 1. März 1507 und Johann dem Dritten unterm 16. December 1524 ergangen.

Obiges Edikt besagt ausdrücklich, daß alle dergleichen Neuerungen und Unterscheidungen von den Jesuiten und ihren Anhängern herrührten, welche dadurch Zwietracht und Feindschaft unter dem Volk erhalten, und ihre geheimen Entwürfe zum Schaden der Nation auszuführen suchten.

Armen der Nachbarschaft aus, so daß rings um sie her alles für ihre Erhaltung unaufhörlich betete.

Wenn man alle diese Freigebigkeiten zusammenrechnet, so sollte man denken, daß ihr Vermögen dadurch erschöpft werden mußte, und doch war dies bei weitem noch nicht der ganze Umfang ihrer Großmuth, von welcher wir nur noch einige wenige Beispiele anführen wollen.

Auf den Hauptstraßen von Lissabon, auf den Baien und im Hafen standen eine Menge Geistlicher, die den Auftrag von ihr hatten, alle junge Fremden, Jünglinge oder Kinder, welche arm und von englischer Herkunft schienen, anzureden. Ließen sich diese jungen Leute durch die schmeichelhaften Reden der Missionare der Herzogin bewegen, ihnen nach dem Pallast zu folgen, so wurden sie bei ihrem Eintritt sogleich als Gegenstände ihrer religiösen Gastfreiheit betrachtet. Demnach erhielten sie freie Wohnung, wurden gekleidet, gespeist, zu dem katholischen Glauben beredet, hierauf ferner erzogen, und zu einem ehrbaren Geschäft angeführt.

Die sanfte Gewalt der Ueberredung und der Wohlthätigkeit bewog gewöhnlich sehr viele, in irgend einen geistlichen Orden zu treten, ein Schritt, den die Herzogin am liebsten sah, ob er ihr gleich am meisten kostete, denn jeder dieser Neubekehrten nahm eine kleine Ausstattung von ihr mit in seine Zelle.

Auf diese Art konnte sich die Herzogin rühmen, während dem Lauf ihres langen Lebens, dem Himmel wenigstens ein hundert Engländer zugeführt zu haben; die nachher sowohl zu Lissabon als zu London die Großmuth der alten Herzogin priesen, weil sie ohne ihre mütterliche Vorsorge nie zu einem neuen Leben wiedergeboren seyn würden, ohne welches ihnen das Zeitliche nicht viel fruchtete.

Wie sollte es nun in einer so heiligen Freistatt der Mistriß Dyson an Trost gefehlt haben? Sie erzählte ihrer Pathe alles, was ihr bisher begegnet war, wie auch, welche Gelübde sie in Rücksicht ihrer beiden Kinder gethan. Die Herzogin stand ihr mit Rath und That bei, um wenigstens das Gelübde, welches sie in der Bai von Biscaya gethan, erfüllen zu können. Demzufolge wurde der Kopf des jungen Benjamin geschoren, und das Kind in eine kleine Mönchskutte gehüllt, die es erst nach Verlauf zweier Jahre wieder ablegte, nachdem hierdurch das Gelübde der Mutter erfüllt worden.

Von dieser Seite war also Mistriß Dyson vollkommen beruhigt, aber auf der andern war es ihr um so schmerzhafter, in dem Pallast einer Herzogin im Ueberfluß aller geistlichen und zeitlichen Güter zu leben, während ihr Gemahl unschuldigerweise solange im Gefängniß schmachtete, und unterdessen den besten Theil seiner Kräfte und Gesundheit einbüßen konnte.

Sehr

Sehr oft sprach sie hierüber mit der Herzogin, und bat sie, sich für seine Befreiung zu verwenden; aber diese Dame war mit den Grundsätzen der jetzigen Regierung zu gut bekannt, als daß sie einigen guten Erfolg von einem solchen Versuch erwarten könnte, wenn anders nicht andere günstige Umstände ihre Bitte unterstützten.

Sie wußte zum Beispiel, daß Paul von Carvalho, Bruder des Ministers Pombal, und Groß-Inquisitor, das Schicksal der konfiszirten Bücher sehr weislich entschieden hatte.

Ein Buchhändler von Lissabon erhielt den Auftrag, alle verbotenen ketzerischen und verschrieenen Bücher unter der Hand zu verkaufen; vorher aber ließ sich der Groß-Inquisitor eine ziemliche Summe für diese Erlaubniß bezahlen, und der Buchhändler fand bei dem Handel einen nicht unbeträchtlichen Vortheil.

Hätte nun die Herzogin sich dieser Umstände zu Entschuldigung des Kapitains Dyson bedienen wollen, so wäre sein Verbrechen dadurch noch erschwert, seine Fesseln enger geschmiedet worden, und sie selbst hätte die Ungnade des Hofs auf sich gezogen. Alles also, was sie versprechen konnte, bestand darin, daß sie durch Bestechung seiner Wächter sein Schicksal soviel möglich zu lindern suchen würde.

Die Lage des Kapitains war wirklich schrecklich; seit drei Jahren schmachtete er in einem finstern Ge-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

wölbe, welches so feucht war, daß die schwache Lampe, die man zuweilen ansteckte, von der verdorbenen Luft sogleich wieder verlöschte.

Der Haushofmeister der Herzogin, der ein leiblicher Vetter eines von dem Groß-Inquisitor sehr gelittenen Bedienten war, erhielt zuerst den Auftrag, seinen Vetter auszuforschen, welcher Mittel man sich bedienen müsse, um den Kapitain Dyson aus seinem finstern Kerker in ein anderes Gefängniß zu bringen, welches seiner Gesundheit und seinem Leben weniger nachtheilig wäre.

Die beiden Vettern verstanden sich vortreflich mit einander, und entschieden, daß dies durch eine kleine Bestechung, die bei Ministern sehr gewöhnlich, in der Inquisitionssprache aber ein paar Handschuh genennt wird, geschehen müsse. Diese Handschuhe sollten dem Bedienten des Inquisitors eingehändigt werden, bevor sie aber aus einander giengen, sagte dieser seinem Vetter im Vertrauen, daß sein Herr der Groß-Inquisitor seinem Bruder dem Staatsminister nichts hievon sagen würde, weil dieser selbst grosen Vortheil davon hätte, und es vielleicht nicht zugeben möchte; auch empfahl er ihm dies Geheimniß der Herzogin nicht zu eröfnen.

Wenig Tage, nachdem die Handschuh überreicht waren, wurde Kapitain Dyson aus seinem Kerker nach dem Schloß Belem gebracht, wo er die Freiheit erhielt, oben auf der Terrasse des Dachs her-

Bayerische Staatsbibliothek München

herum zu spazieren, die frische Luft zu genießen, und das Vergnügen haben konnte, die Schiffe aller Nationen in den Hafen ein- und auslaufen zu sehen. Auch Mistriß Dyson erhielt die Erlaubniß, ihn zuweilen zu besuchen, eine Nachsicht, welche die Herzogin mit dem schuldigsten Dank erkennen zu müssen glaubte, und in dieser Absicht einen Brief an den Staatsminister schrieb, worinn sie ihm ihre lebhafte Erkenntlichkeit für seine Güte bezeigte; der Staatsminister nahm den Brief wohl auf, weil er wahrscheinlich gar nicht wußte, daß diese Wohlthat durch die Bedrückung seines Bruders war vorbereitet worden.

Wir werden in dem Verlauf dieser Geschichte noch mehrere Beweise finden, welche schreckliche Folgen die Gleichgültigkeit und Saumseligkeit des Marquis Pombal, in Rücksicht der Gefangenen hervorbrachte. Von dem Augenblick an, daß jemand ins Gefängniß gebracht worden, war er für den Staatsminister so gut wie todt, und wurde von ihm gänzlich vergessen. Dies Schicksal betraf nicht blos solche Personen, welche durch Komplotte oder frevelhafte Unternehmungen der Sicherheit des Staats gefährlich worden, und in jenen entsetzlichen Hölen alle Schrecken eines langsamen Todes aushalten mußten, sondern auch eine Menge Unschuldiger, die Jahrelang ihrer Freiheit beraubt, in den Kerkern schmachteten, ohnerachtet die Beweise ihrer Unschuld am Tag lagen, und mächtige Vorsprache für sie geschah.

Es sey nun Gleichgültigkeit, Trägheit oder Ueberhäufung mit wichtigern Geschäften, die den Marquis Pombal abhielten, so hatte er doch nie Zeit, sich mit den Klagen und Bitten eines unterdrückten Unschuldigen zu beschäftigen. Demohngeachtet sagten seine Kreaturen und Bewunderer unaufhörlich ihm und dem Publikum, daß er einer der thätigsten und arbeitsamsten Minister Europens wäre. Er selbst schien dies zu glauben, und doch wurde es täglich durch die Thatsachen widerlegt.

Sehr oft, wenn seine Vorzimmer von geistlichen und weltlichen Personen aller Stände wimmelten, die ihn wegen Geschäften von der größten Wichtigkeit sprechen wollten, mußten sie sich mit der Antwort begnügen, Se. Excellenz wären jetzt nicht zu sprechen, weil sie mit Geschäften überhäuft wären, die ihnen jede Minute kostbar machten. Und doch wendete er gewöhnlich diese kostbaren Minuten dazu an, in seinem Kabinet eine Menge Anekdoten und Histörchen anzuhören, oder zu erzählen, deren er immer einen Vorrath für den oder diejenige bereit hatte, die so glücklich waren, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Dieses an jeder öffentlichen Person so tadelnswürdige Betragen, war an ihm um so unverzeihlicher, weil alle Geschäfte schlechterdings durch seine Hände gehen mußten, und er nie einen Gehülfen neben sich duldete. Da nun nothwendig alles durch ihn geschehen mußte, so waren

die übrigen Minister nicht viel mehr als Nullen, die einen leeren Namen ohne Macht, ohne Wirksamkeit und ohne Achtung trugen.

Aus diesem theils despotischen theils sorglosen Betragen mußte nothwendig die Folge entstehen, daß die Triebfedern der Regierungsmaschine bald stockten, bald unregelmäßig bewegt wurden, bald gänzlich stille standen, oder nur in einem ihrer Theile Fortgang hatten, wodurch denn der Staat in Verwirrung gerathen mußte.

Unter diesem Gesichtspunkt war das Betragen des Marquis Pombal unverzeihlich, dagegen kann man andererseits nicht leugnen, daß er ein groser wahrhaft patriotischer Minister war; denn sobald er das Staatsruder in die Hände bekam, verbesserte und vernichtete er eine Menge der ungeheuersten Misbräuche, unter welchen die Regierung gewissermaßen erlag, und die sich unter der schläfrigen und abergläubischen Regierung Johannes des Fünften eingeschlichen hatten.

Er beschäftigte sich überdies ernstlich mit den Mitteln, sein Vaterland der schimpflichen Abhängigkeit von andern Nationen zu entziehen, denen es in Rücksicht der nothwendigsten Lebensbedürfnisse unterworfen gewesen. Er errichtete mehrere Manufakturen, welche nachher zu sehr vernachläßigt wurden und ins Stocken geriethen; kurz es sey nun Wirkung des Himmelsstrichs, oder Schuld des Ministers, Saumseligkeit und Trägheit behielten in

allen Zweigen die Oberhand, und vernichteten jeden guten Erfolg.

Der unverzeihlichste Fehler dieses grosen Mannes bleibt immer der, daß er sich schlechterdings nie wieder um diejenigen bekümmerte, die durch ihn ihre Freiheit verloren hatten; sobald sie einmal im Gefängniß saßen, so wurden sie von ihm auf ewig vergessen; und dieser Flecken seines Charakters wird nicht leicht durch irgend eine andere seiner grosen Eigenschaften überwogen.

Siebzehntes Kapitel.

Kapitain Dyson im Gefängniß; Begebenheiten einiger Gefangenen; Ankunft der Miß Dyson in Lissabon, u. s. w.

Kapitain Dyson, der nun auf dem Schloß Belem gefangen saß, gerieth zehnmal des Tags in Versuchung, sich von der Terrasse des Dachs herunter in die See zu stürzen, und bis zu einem englischen Schiff zu schwimmen, deren immer welche vor ihm vorbeifuhren, wenn sie in den Hafen ein- oder ausliefen. Jedesmal aber hielt ihn noch der Gedanke zurück, daß wenn er auf diese Art sein Weib

und

und Kind in den Händen der Philister (so nannte er die Portugiesen) ließe, er sie nie wieder zu sehen bekommen würde.

Er sah beide beinah täglich, und dieser Anblick fesselte ihn immer stärker an sie; dabei überlegte er, daß man sich wohl gar an ihnen rächen könnte, wenn er sich zu einer Flucht entschlösse, bei der für ihn selbst weiter keine grose Gefahr war. Denn die Wache des Schlosses wurde nur alle Woche einmal verändert, und mehrere Offiziere hatten ihm für etwas Geld angeboten, seine Entweichung zu begünstigen, es sey, daß er fortschwimmen, oder aber daß er in einer Schaluppe bis zu dem nächsten englischen Schiff übersetzen wollte.

Alle diese Anerbietungen verwarf er mit Unwillen, weil ihn Zeit und Gewohnheit bereits mit seinem Gefängniß etwas vertrauter gemacht hatten; seine Mitgefangenen suchten ihn oft zu zerstreuen, erzählten ihm ihre Abenteuer, und er theilte ihnen die seinigen mit; am meisten unterhielt ihn die Geschichte eines alten schwatzhaften Pfaffen, Namens Pestana Branca.

Dieser geistliche Abenteurer rühmte sich, daß er bereits zwanzig Jahre im Gefängniß säße, und erzählte ihm die Ränke und gottlosen Streiche, die er in seiner Jugend mit Nonnen, Eheweibern, Jungfrauen, Jesuiten, ehrwürdigen und ernsthaften Prälaten, Provinzialen und Ordensdirektoren ausgeführt;

führt; ferner, wie oft er gestohlen, gemordet, und unter welchen Umständen dies geschehen.

Dem Kapitain waren diese Scenen ganz neu und unerhört, denn er hatte in seinem Leben wenig Abenteuer mit dem andern Geschlecht gehabt, ausser einigen vorübergehenden Bekanntschaften, die sich jeder junge Seemann zu Portsmouth erlaubt; aber bei der Erzählung der Mordthaten schauderte er zurück, nie hatten sich seine Ohren an dergleichen schreckliche Erzählungen gewöhnt, als seitdem Pater Pestana ihm die Umstände derselben mit eben der Gelassenheit erzählte, mit der er von einem Spaziergang würde gesprochen haben.

Eines Tags, als der Kapitain seiner Gewohnheit gemäß auf der Terrasse herumspazierte, vertieft in Gedanken über die Seltsamkeit seines Schicksals, welches ihn solange Zeit im Kerker hielt, ohne daß eine Beschuldigung gegen ihn vorhanden war, und die Strenge seiner Behandlung mit der abscheulichsten Nachsicht vergleichend, die man einem Bösewicht wie Pestana erwieß, der den Tod tausendfältig verdient hatte; mitten unter diesen Gedanken sah er ein englisches Schiff in den Hafen einlaufen, und den Anker gerade unter dem Schloß Belem werfen. Nachdem die Zollbedienten dasselbe visitirt, kamen sie mit dem Rapport an den wachthabenden Offizier zurück, daß drei Personen an Bord desselben wären, deren eine sich Miß Dyson nennte.

Sobald der Zollbediente ausgeredet hatte, fiel ihm der Kapitain um den Hals, gab ihm etwas Geld zum Trinken, und sagte, diese Miß Dyson sey seine Tochter. Der Zöllner betheuerte ihm dagegen, daß er in seinem Leben keine schönere weibliche Figur gesehen, und ließ sich durch das Geld und die Bitten des Kapitains geneigt finden, sogleich nach dem Pallast der Herzogin von Melinda zu gehen, und Mistriß Dyson von der Ankunft ihrer Tochter zu benachrichtigen.

Die Herzogin verschafte ihr sogleich die Erlaubniß, das Schiff verlassen zu dürfen, und auf ihr Vorwort wurde Miß Dyson von der dreitägigen Quarantäne frei gesprochen, die jeder Ankommende an Bord bleiben muß, bevor er ans Land gehen darf. Die alte Herzogin freute sich innigst, diese liebenswürdige Person in ihrem Hause zu besitzen; Miß Arabella war damals in ihrem achtzehnten Jahr, und die Schönheit ihrer Züge entsprach vollkommen dem schlankesten Körperbau, den man je sehen konnte; diese natürlichen Vorzüge wurden noch durch Talente des Geistes erhoben, die durch eine vortrefliche Erziehung ausgebildet, und durch gute Lektüre vollendet worden. Mit diesen seltenen Vorzügen des Geistes und Körpers geschmückt, war es nicht befremdend, daß sie allen jungen portugiesischen Damen, welche das Haus der Herzogin besuchten, zu einem Muster der Nachahmung vorgestellt wurde.

Seit langer Zeit hatte Miß Arabella gewünscht, nach Lissabon zu kommen, ihren Vater zu besuchen, und wo möglich etwas zu seiner Befreiung beyzutragen, weil sie ihm von jeher mit aufrichtiger Achtung und kindlicher Liebe ergeben gewesen; nur die Bande der Erkenntlichkeit und der Mangel an Mitteln hatten sie bisher verhindert, diesen Vorsatz auszuführen.

Nun aber hatte sie der Tod Lady Arabellas von allen diesen Hindernissen, die ihr die Erkenntlichkeit in Weg legte, nicht nur befreit, sondern auch die Mittel, ihr edles Vorhaben auszuführen erleichtert, indem sie in Besitz von viertausend Pfund Sterling war, welche ihr die verstorbene Lady unter der einzigen Bedingung vermacht hatte, daß sie die Reize, welche einst die Zierde der Gesellschaft werden konnten, nicht in einem Kloster vergraben sollte.

Lady Arabella war nichts destoweniger eifrig der römischen Religion ergeben, hatte aber in ihrer Jugend grose Reisen unternommen, und ihre frühern Jahre selbst in einem Kloster zugebracht. Erfahrung und Menschenkenntniß, die man nur auf Reisen sammelt, hatten ihren Geist und Herz vollkommen zur Reife gebracht; sie hatte das Laster in der ganzen Abscheulichkeit seiner Gestalt gesehen, war in dem Kloster Zeuge aller Arten von Ausschweifungen und Thorheiten gewesen, und hatte dadurch eine solche Abneigung gegen diese heiligen Stiftungen bekommen, daß sie den Entschluß faßte, Miß Dyson durch diese Klausel ihres Testaments in der Welt

zurück-

zurückzuhalten, wodurch sie die viertausend Pfund verlor, sobald sie es wagte, in ein Kloster zu gehen. Aber auch Miß Arabella selbst hatte zuviel Einsicht erlangt, um nicht zu fühlen, daß der freie Besitz von dieser Summe allem Klosterleben der Welt vorzuziehen sey.

Im Vorbeigehen wollen wir hier bemerken, daß die Ausschweifung der Nonnen in südlichen Ländern immer zügelloser gewesen, als die in den nördlichen, welches eine natürliche Folge des heissern Himmelsstrichs und des frühern Eintritts in diese Häuser war. Gehäufte Misbräuche und überhandnehmende Sittenlosigkeit haben nach und nach weisere Gesetze veranlaßt, wodurch der Eintritt in die Klöster auf ein späteres Alter hinaus festgesetzt worden. Die Ausschweifungen verminderten sich zugleich mit der geringen Anzahl der Mönche und Nonnen, und selbst in Portugall und Spanien beschäftigt man sich jetzt ernstlich mit der Reform der Klöster.

Ganz dem Vorsatz nachhängend, ihren Vater zu befreien, erkundigte sich Miß Dyson bei allen angesehenen Personen, die sie zu sprechen Gelegenheit bekam, nach den Mitteln und Wegen, diesen Zweck zu erreichen; aber ein ganzes Jahr gieng hin, bevor sie sich des erwünschten Erfolgs schmeicheln konnte.

Unterdessen war sie der Gegenstand der Bewunderung aller Fremden und Portugiesen geworden, die sie kennen gelernt; überall wurde sie vorgezogen,

und

und erhielt wegen ihren Vollkommenheiten den ungetheiltesten Beifall. Sie verstand die Musik vortreflich, sang und begleitete sich mit verschiedenen Instrumenten, und die französische, spanische und portugiesische Sprache waren ihr beinah so geläufig als die englische.

Die Marquise von Pombal, welche selbst grosse Kenntnisse in diesen Fächern besaß, erklärte mehrmalen öffentlich, daß ihr noch nie eine so vollkommen gebildete Person vorgekommen, und zog sie beständig zu ihrer Gesellschaft. Die Herzogin von Melinda war nicht minder entzückt, einen solchen Schatz von Schönheit und Kenntnissen in ihrem Pallast zu besitzen, und eine junge Dame von hohem Rang, die mit dem Staatsminister nahe verwandt war, bat sich von der alten Herzogin die Erlaubniß aus, ein paar Monathe in ihrem Pallast wohnen zu dürfen, blos um den reizvollen Umgang der jungen Miß jeden Tag genießen zu können.

Mehrmalen hatten Mutter und Tochter die Herzogin mit Thränen gebeten, sich für den unglücklichen Kapitain zu verwenden, mehrmalen hatte die Herzogin ihre Thränen mit den ihrigen vermischt, aber auch zugleich gestanden, daß sie kein Mittel wüßte, ihn zu retten. Endlich warf sich Miß Arabella eines Tags ihr zu Füßen, und sagte, daß sie von ihrer Wohlthäterin in England viertausend Pfund geerbt, und mit der größten Bereitwilligkeit den letzten Schilling davon aufopfern würde, wenn sie dadurch die Freiheit ihres Vaters erkaufen könnte.

Die

Die Herzogin konnte diesmal ihrer eigenen Rührung nicht länger widerstehen, setzte sich über alle persönlichen Rücksichten hinweg, und versprach, ihren ganzen Kredit aufzubieten, und den Staatsminister selbst darüber zu sprechen.

Dies ereignete sich gerade zu der Zeit, als beide Familien beschäftigt waren, die Vorkehrungen zur Verheurathung des Vice-Königs von Brasilien mit der Enkelin der Herzogin von Melinda zu treffen. Diese junge Dame bewohnte damals den Pallast der Herzogin, und war mit Miß Arabella innigst vertraut worden, sie antwortete daher dem Staatsminister, der ihre Verheurathung mit dem Vice-König betrieb, daß sie sich nie würde bewegen lassen, ihre Hand dem Vice-König zu geben, und ihm nach Brasilien zu folgen, wenn man ihr nicht Miß Arabella zur Gesellschafterin mitgäbe, aber unter dieser Bedingung würde sie sich zu allem verstehen.

Die alte Herzogin, die von nichts wußte, erschien jetzt vor dem Staatsminister, und vernahm von ihm die Bedingungen, welche das Schicksal von Miß Arabella betrafen. Sie erklärte dem Minister ganz frei, daß sie es für Grausamkeit hielt, den Willen einer jungen Person, die soviel Vorzüge besäße, auf diese Art zu fesseln, und sie nach einem so entfernten Winkel der Erde zu schicken, ohne Aussicht von Bestimmung oder Glück.

Sie konnte unmöglich annehmen, daß Miß Arabella einen solchen Antrag bewilligen würde, ob

sie

sie gleich überzeugt war, daß sie alles aufopfern würde, sobald sie ihrem Vater die Freiheit dadurch verschaffen könnte. In dieser Stimmung verließ sie den Minister, und ließ Miß Arabella zu sich in ihr Zimmer rufen. Sie eröfnete ihr die Absichten des Ministers, und wie dieser als Onkel der künftigen Vice-Königin, und sie selbst als Großtante derselben, diese Verbindung zu Stande gebracht sehen möchten; daß aber die junge Dame sich nur unter der einzigen Bedingung dazu verstehen wollte, wenn ihre Herzensfreundin Miß Arabella sie nach Brasilien begleitete; zuletzt setzte sie hinzu, daß der Minister ihrem Vater die Freiheit zu schenken versprochen, sobald sie sich entschließen würde, den Wunsch seiner Nichte zu erfüllen, und sie nach Brasilien zu begleiten.

Die Herzogin war weit entfernt zu glauben, daß dieser Antrag, der eine Art Verbannung aus Europa enthielt, nur im geringsten bei Miß Arabella fruchten würde, auch war ihr Staunen unbegränzt, als die schöne Miß sich statt der Antwort ihr zu Füßen warf, und mit Thränen der Erkenntlichkeit ihren Vorschlag erwiederte. Mit der größten Bereitwilligkeit erklärte sie sich, die Vice-Königin bis ans Ende der Welt zu begleiten, wenn sie um diesen Preiß die Freiheit des besten und unglücklichsten Vaters erkaufen könnte; zugleich bat sie um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, damit sie der Vice-Königin für dies Zutrauen danken könne.

Den folgenden Morgen erschien die Herzogin wieder vor dem Minister, und eröfnete ihm, wie Miß Arabella ihre Einwilligung zu seinem Vorschlag gegeben, und daß sie bereit sey, ihre Freundin die Vice-Königin zu begleiten, wohin sie wollte.

Der Minister Pombal und seine Gemahlin bezeigten die lebhafteste Freude hierüber, und bewunderten die Großmuth dieser liebenswürdigen Person so sehr, daß sie beide die Herzogin nach Haus zurück begleiteten, um Miß Arabella ihren Dank für diese edle Aufopferung persönlich abzustatten.

So wurde endlich Kapitain Dyson aus seiner Gefangenschaft befreit, und nach dem Pallast der Herzogin gebracht, wo für ihn und seine Gemahlin eine Wohnung bereitet worden. Er war bereits ziemlich bei Jahren, indessen rührten die Runzeln seines Gesichts weniger von dem Alter, als von dem tiefen Eindruck seines Unglücks, und von dem arbeitsamen und beschwerlichen Leben her, so er von Jugend an zur See geführt hatte.

Auch seine Gemahlin war nicht mehr in der ersten Jugend, und die Reizbarkeit beider mußte durch so manche traurige Erfahrungen etwas abgestumpft seyn; dennoch äusserte sich ihre Empfindung bei dieser Gelegenheit auf eine seltsame und rührende Art. Als sie von der Herzogin erfuhren, was ihre Tochter für sie gethan hatte, fielen sie der liebenswürdigen Arabella mit Thränen der Freude und des

Danks zu Füßen, und wußten kaum Worte für ihr Gefühl zu finden.

Miß Arabella begnügte sich aber nicht mit dem, was sie gethan, und betheuerte, sie würde nichts für sie gethan zu haben glauben, wenn ihr noch etwas zu thun übrig bliebe; sie wäre gekommen, ihr beider Elend und Traurigkeit zu mildern, und hätte zu dem Ende viertausend Pfund mitgebracht, die ihr von jetzt an unnütz wären. Es bliebe ihr daher noch übrig, ihnen diese Summe zu überreichen, um sie nach Gutbefinden für sich und ihren Bruder anzuwenden.

Der alte Kapitain wurde hierdurch tief gerührt, und bezeigte den Umstehenden, daß er jetzt gerne sterben wollte, weil er nichts mehr erleben könne, was diesen Augenblick an Glück überträfe. Die Herzogin schloß Arabella in ihre Arme, und weinte Freudenthränen an ihrem Hals, während die Vice-Königin ihre Hände in die ihrigen drückte, und den Himmel bat, ihr Kraft zu verleihen, ein so schönes Beispiel nachahmen zu können.

Kapitain Dyson kaufte mit einem Theil dieses Gelds wieder ein Schiff, welches er durch den Einfluß des Ministers um den halben Preiß erhielt, belud es mit dem köstlichen Wein von Carcavella, von dem ihm der Minister eine grose Parthie geschenkt, um das Andenken seiner Gefangenschaft zu verlöschen, und so verließ er mit nassen Augen und voller Dankbarkeit gegen die Herzogin von Melinda, nebst

seiner

seiner Gemahlin und Sohn den Hafen von Lissabon, und gieng nach England unter Seegel, während daß zu gleicher Zeit seine Tochter mit dem Vice-König und seiner Gemahlin nach Brasilien seegelte.

Achtzehntes Kapitel.

Charakter der Portugiesen. Tod der Donna Maria de Menezes. Rückkunft des Doktor Castelford nach Rio Janeiro.

Dies waren nun die beiden jungen Damen, welche die Vice-Königin nach Brasilien begleitet hatten. Die erstere Donna Maria hatte sich freiwillig zu dieser Veränderung des Himmelsstrichs erboten, welche aber sehr nachtheilige Folgen auf ihre Gesundheit hatte; die zweite hatte sich durch kindliche Liebe und Erkenntlichkeit dazu bewegen lassen.

Wahrscheinlich wollte sich Donna Maria hierdurch aus einer Gegend entfernen, welche Zeuge ihrer jugendlichen Zerstreuungen und Leichtfertigkeiten gewesen, oder aber sie wollte durch Veränderung des Schauplatzes sich neue Scenen und neue Hülfsmittel eröfnen, weil es zu Lissabon ferner nicht mehr angieng.

In Portugall geschehen dergleichen Dinge unter dem Schutz des dicksten Schleiers von Heuchelei und Verstellung, beide Geschlechter tragen eine ewige Maske, worunter sie die zügellosesten Ausschweifungen verbergen können, so daß man überall nichts als Schein antrift, und sicher behaupten kann, daß gerade da, wo Sanftmuth, Frömmigkeit, Bescheidenheit, Demuth und Andacht glänzen, man gerade das Gegentheil dieser Tugenden zu erwarten hat.

Ueberhaupt läßt sich sicher behaupten, daß da, wo Despotismus und willkührliche Gewalt regiert, der Geist des Menschen zur Falschheit und Verstellung gewöhnt wird, und überlegt man ferner, daß die portugiesische Regierungsform in ihrer Tirannei, durch die Grundsätze einer ganzlichen Intoleranz, und durch die fürchterlichen Strafen der Inquisition unterstützt wird, so wird niemand staunen, die Bosheit unter der Maske der Verstellung, dies ganze Reich durch Aberglauben und Andächtelei beherrschen zu sehen.

Bedenkt man aber ferner, daß seit undenklichen Zeiten die Jesuiten alle Bewohner dieses Landes, vom König bis zum Bauer herunter, beherrscht haben, daß die Erziehung der Jugend ganz von ihnen abhieng, und sie dieselben ihren schlimmen Grundsätzen gemäß bildeten; daß sie ferner allen Begriffen von Gesetz und Recht zuwider, alle nur denkbare Mittel hervorsuchten, um jede gesetzliche Macht, jedes Ansehen neben sich zu unterdrücken,

und sich allein zu erheben, so wird man einsehen lernen, daß die Wirkungen den Ursachen folgen, und daß demzufolge die portugiesische Nation eine lange Zeit das unwissendste, unmoralischste, zügelloseste und verdorbenste Volk von Europa werden mußte.

Diese Sittenschilderung von Portugall ist jedoch nicht dem Buchstaben nach auf Brasilien anzuwenden; es ist bekannt, daß die Sittenverderbniß und die Misbräuche eines Mutterlandes in den Kolonien desselben noch weit mehr Kraft und Autorität erhalten, je entfernter sie davon liegen. Insofern also kann man einen Brasilianer so wenig nach einem Portugiesen, als einen Bewohner von Chili nach einem Spanier beurtheilen; es werden Jahrhunderte erfordert, bevor verdorbene Kolonien ihre Sitten verbessern, wenn gleich das Mutterland längst mit dem Beispiel voran gegangen ist. Laßt uns indessen ein Volk mehr bedauern als tadeln, welches, ohne die Folgen vorauszusehen, schlechte Grundsätze annehmen mußte, die es zum Irrthum verleiteten; denn sobald einmal die ganze Masse des Geistes einer Nation misgeleitet ist, so werden Jahrhunderte erfordert, bevor selbst bei einer aufgeklärten Regierungsform die Grundsätze der Vernunft und des Rechts geltend gemacht werden können.

Um aber wieder zu Donna Maria zurückzukommen, wollen wir ohne fernere Rücksicht auf ihre jugendlichen Thorheiten, hier nur noch anmerken, daß die Veränderung des Himmelsstrichs ihrer

Gesundheit höchst nachtheilig war, und sie dadurch in der Blüthe ihrer Jahre hinweggeraft wurde. Vielleicht hätte man sie durch schickliche Arzneimittel leicht retten können, aber zum Unglück sahen die Aerzte, oder vielmehr die Quacksalber des Landes, die wahre Ursache ihres Uebels nicht ein, und versetzten sie durch ihre gewaltsamen Arzneien in einen Zustand der Raserei, dem sie endlich unterliegen mußte.

Es gehörte mit zu ihrem unglücklichen Schicksal, daß Doktor Castelford erst den Tag nach ihrem Tod nach Rio Janeiro zurückkam, nachdem er über neun Monathe abwesend gewesen. Dieser hätte sie wahrscheinlich den Händen der Quacksalber entrissen, und eben so leicht gerettet, wie die Vice-Königin. Das Schicksal hatte es anders beschlossen, sie starb ohne Hofnung, und ohne den Trost, die Blumen, die ihrer Liebe Nahrung geben sollten, vor ihrem Fenster gesehen zu haben. Kurz nachher verlor sie das Bewußtseyn, wiederholte einmal über das andere dieselben Worte, die aber niemand verstehen konnte, bis endlich der Tod ihren Mund und ihrer Liebe ewiges Stillschweigen auflegte.

Sobald das Leichenbegängniß Donna Marias vorüber war, empfieng der Vice-König den zurückgekommenen Castelford mit den Aeusserungen des lebhaftesten Vergnügens, und ließ sich Bericht von der Vollziehung seiner Aufträge abstatten. Nachdem dies zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, betheuerte er dem Doktor, daß er ihm dadurch eine

schwere Last von den Schultern gewälzt, die ihn bisher so sehr gedrückt, daß ihm weder Essen noch Schlaf geschmeckt, solang er nicht gewiß gewußt, ob er dem Staatsminister die sichere Nachricht von der gänzlichen Vertreibung der Jesuiten aus Brasilien ausschicken könnte. Er wußte, wie wichtig es für den Marquis Pombal war, diesen Orden auszurotten, welcher, wenn er länger fortgedauert, den Fall dieses Ministers selbst, und vielleicht den Umsturz des ganzen Reichs befördert haben würde.

Jetzt aber legte ihm Castelford die Beweise vor, welche die Einschiffung dieser Väter und ihre Abreise nach Europa bestätigten; ferner bezeigte er durch schriftliche Dokumente, wie er Besitz von ihren Gütern, Häusern und allem ihren Vermögen genommen, Aufseher darüber ernannt, und Einnehmer angestellt habe, welche die Einkünfte erheben, und die Güter unterdessen verwalten und erhalten sollten; alles den Instruktionen gemäß, die ihm der Vice-König hierüber ertheilt hatte.

Es blieb nun nichts weiter übrig, als die Rechnungen, Dokumente und Atteståte in eine ganze Tabelle zu bringen, welche dem Ministerio von Lissabon könnte vorgelegt werden. Auch dies verrichtete Castelford mit solcher Einsicht und Geschicklichkeit, daß er dem Vice-König und dessen Gemahlin dadurch noch theurer wurde; denn letztere war ausser dem Vice-König und Castelford die einzige Person in Brasilien, welche mit um dieses gefährliche Geheimniß wußte.

Sobald alle diese Depeschen von dem Vice-König unterzeichnet waren, wurden sie einem vertrauten Offizier eingehändigt, der zugleich die Aufsicht über die zu Rio Janeiro eingezogenen Jesuiten erhielt, welche den Befehlen aus Portugall gemäß, sämtlich mit Ketten beladen an Bord eines Schiffs gebracht wurden, zwei ausgenommen, welche wegen kränklichen Umständen nicht fortgebracht werden konnten.

Castelford erhielt den Auftrag, ihren Zustand zu untersuchen, und stattete den Bericht ab, daß man sie eben so gut gerade in die See werfen, als an Bord bringen könnte, weil sie die ersten Tage der Schiffahrt nicht überleben würden. Aus Mitleid rieth er also, sie da zu lassen, wo sie waren; aber der Vice-König zitterte bei dem bloßen Gedanken, daß der Staatsminister es erfahren möchte, daß er zween Jesuiten in Brasilien übrig gelassen, und wußte nicht, wie er Castelfords Gutachten mit den strengen Befehlen des Ministers vereinigen sollte.

Endlich fand er einen Mittelweg, ließ die beiden kranken Väter mit Ketten schließen, und verbarg sie in einem Winkel des Hospitals, wo er ihnen eine beständige Schildwache zugab, die über ihre kleinsten Bewegungen Bericht erstatten mußte. Diese Strenge milderte er jedoch durch den Befehl, daß man ihnen alle Hülfe und Schonung erweisen sollte, die ihr trauriger Zustand erforderte, und legte dem Staatsminister in seinem Bericht die

Gründe vor, die ihn bewogen, gegen den ausdrücklichen Buchstaben seines Befehls, zween kranke und hülflose Jesuiten in Brasilien zurückzubehalten.

Neunzehntes Kapitel.

Castelford fährt in seinen Verrichtungen fort; und schlägt alle Anerbietungen aus.

Nachdem das mühsame und misliche Geschäft mit den Jesuiten gänzlich geendigt, und die Schiffe nach verschiedenen Häfen Europens unter Seegel gegangen waren, beschäftigte sich der Vice-König nun ernstlich mit den Mitteln, dem Doktor Castelford seine Erkenntlichkeit für die ihm erwiesenen wesentlichen Dienste zu bezeigen.

Er war nun durch Erfahrung von dessen grosen Talenten, wie auch von dessen Ehrliebe, Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit an seine Person überzeugt, in welchen Gesinnungen ihn seine Gemahlin durch ihr Zeugniß noch mehr bestärkte.

Beide boten ihm ihre tägliche Tafel an, wie auch den freien Gebrauch des ganzen Hauswesens, der Bedienten, Equipage, u. s. w. so daß er sich gleichsam als Herr desselben betrachten konnte. Die

Bescheidenheit, mit der er von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, erwarb ihm ihre Zuneigung in einem so hohen Grad, daß von nun an alle Zurückhaltung zwischen ihnen und ihm verschwand; Andacht, Vergnügen und Geschäfte wurden mit einander getheilt, er kam bald nicht von ihrer Seite, und die Vice-Königin, die hierdurch häufige Gelegenheit erhielt, sich mit ihm zu unterhalten, gab ihm zwar fein, aber nicht undeutlich zu verstehen, daß er die günstigen gegenwärtigen Umstände nicht vernachläßigen müsse, um von ihrem Gemahl eine feste Versorgung für die Zukunft zu erhalten, die ihn in Stand setzte, von andern Menschen unabhängig zu leben.

Sie stellte ihm ferner vor, daß die Vice-Könige von Brasilien gewöhnlich nur einige Jahre an dieser Stelle blieben, und jeden Augenblick erwarten müssen, von dem Hof zu Lissabon zurückgerufen zu werden, um so wichtiger wäre es daher für ihn, jetzt mit Klugheit eine Stelle zu wählen, die ihn in Stand setzte, die nachherigen Ereignisse und Veränderungen ruhig und gleichgültig mit ansehen zu können.

Die standhafte Antwort, die Castelford hierüber ertheilte, war, daß, da Se. Excellenz vermöge ihres großmüthigen Verfahrens gegen ihn, bereits alle seine Wünsche und Erwartungen erfüllt hätten, so stehe es nicht mehr in seiner Gewalt, neue Forderungen zu machen, überzeugt, daß er kein Recht dazu habe. Was die geringen Dienste beträfe, die

er dem Vice-König erwiesen, oder noch erweisen könnte, so würden diese seine Erkenntlichkeit nicht aufwiegen, da er ihn aus der schrecklichsten Lage, in die ihn seine Feinde versetzt, herausgerissen, und durch die Güte seines Herzens zu einem glücklichen Stand erhoben habe, wo ihm nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Er bestand also darauf, daß er keinen Anspruch auf neue Gunstbezeigungen habe, so vortheilhaft und glänzend sie auch seyn möchten.

Diese seltsame und standhafte Weigerung schien dem Vice-König und seiner Gemahlin ein Wunder, denn sie waren beide überzeugt, daß ihre Landsleute die Portugiesen dergleichen günstige Umstände ganz anders benutzen würden; um so höher schätzten sie seinen uneigennützigen Charakter.

Castelford war jetzt in seinem dreissigsten Jahr, dem schönsten Alter des Manns; von Natur hatte er eine etwas zärtliche Leibesbeschaffenheit, welche eine Zeitlang durch seine Gefangenschaft auf dem Schiff ziemlich verschlimmert worden; jetzt aber hatte ihm die Ruhe, die Sorglosigkeit und seine letzte Reise, die ganze Blüthe der Gesundheit und seine ganze Thätigkeit wiedergegeben. Die Lebhaftigkeit seiner Gesichtsfarbe hatte beinah jede Spur vormaliger Unglücksfälle verlöscht, dennoch stahl sich nicht selten ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, wenn er bedachte, daß er sein ganzes übriges Leben in diesen entfernten, unwirthbaren Gegenden zubringen sollte, ohne Hofnung, sein geliebtes Vaterland je wieder zu sehen.

Dann aber kam die Hofnung, diese unter allen Himmelsstrichen wohnende Wohlthat, die man auf wüsten Inseln, wie auf steilen Felsen, in Abgründen und auf unermeßlichen Höhen immer wieder findet, dies höchste Glück des Menschen, und treue Begleiterin aller seiner Gedanken und Handlungen, diese erschien ihn zu trösten, obgleich nur wie der Schein einer Fackel in der Ferne.

Seine Einbildungskraft stützte sich auf diesen Trost, und flößte ihm Zutrauen auf die Vorsicht ein, die ihn bisher so wunderbar geleitet, und alles zum Besten gelenkt hatte, wie sollte er nun an seinem Schicksal verzweifeln, da ihn ein einziger glücklicher Augenblick vielleicht seinem Vaterland und seinen Freunden wiedergeben konnte!

In solchen Augenblicken der ruhigen Ueberlegung lernte er erst den ganzen Werth der eigentlichen Freiheit schätzen. Er überdachte mit Vergnügen, wie glücklich auch der gemeinste Engländer wäre, wie frei er in seinen Neigungen, in seinem Willen, und blos vernünftigen und bekannten Gesetzen unterworfen sey. Wie beneidenswerth schien ihm die Verfassung seines Vaterlandes, wenn er den Zustand der Unterdrückung anderer Nationen dagegen hielt? wie sehnte er sich nicht, nach jenem Land der Freiheit und des Glücks zurückzukehren!

Er wäre zu glücklich gewesen, wenn das Schicksal damals seinen Wünschen und seinem Daseyn ein Ende gemacht hätte, aber die Freuden, die es ihm

noch vorbereitete, und die alle Erwartungen seiner lebhaften Einbildungskraft überstiegen, waren nur ein Fallstrick, der ihn tiefer ins Elend fortreissen, und ihn darinn umkommen lassen sollte!

Immer thätig, standhaft in seinem Eifer, und unermüdet in der Arbeit, unterstützte er den Vice-König in allen öffentlichen und Privatgeschäften; ein unermeßliches Werk in einem Land, dessen Regierung sich über so weitläufige Gegenden erstreckte.

Jeder, der hier den kleinsten Anspruch auf die geringste Kleinigkeit machen kann, die geringste gegründete oder ungegründete Klage vorzubringen hat, pflegt dem Vice-König eine Bittschrift zu überreichen, worunter dieser seine Entscheidung oder Antwort setzt, und sie dem Bittenden zurücksendet.

Alle diese zahlreichen Bittschriften giengen durch Castelfords Hände, der den Inhalt untersuchte, reiflich überlegte, die Entscheidung bestimmte, und sie dem Vice-König nachher übersandte, welcher sie gewöhnlich nach der Messe, bei dem Frühstück mit seinem Namen unterzeichnete.

Diese Expeditionen giengen so schnell vor sich, daß Stadt und Land darüber erstaunten, und sich glücklich priesen, denn nie hatten sie dieses von ihren vorigen Vice-Königen erhalten können, nie war eine solche freie Gemeinschaft zwischen dem Volk und seinem Oberhaupt vorhanden gewesen.

Der arme Brasilianer kam sonst aus den entferntesten Gegenden nach der Hauptstadt, und mußte Wochen, sogar Monathe lang auf eine kostspielische Justiz harren, täglich vor den Thüren des Rathhauses liegen, und jeden Augenblick seine Kniee vor einer stolzen Excellenz beugen, die sehr oft mürrisch vorüber gieng, ohne den Bittenden eines Blicks zu würdigen. So war das Schicksal des Volks unter den vorigen Vice-Königen beschaffen.

Bei der jetzigen glücklichen Regierung hingegen freute sich das Volk am meisten, in den Antworten, die es erhielt, jenen Geist der Menschenliebe, der Güte, jene freundschaftliche Theilnahme zu erblicken, die sich mit seinem Wohl beschäftigte, und selbst die Verweigerung milderte; statt daß es gewohnt war, von den vorigen Statthaltern nur stolze, harte Beschlüsse zu lesen, wodurch selbst die ertheilte Gunstbezeigung an Werth verlor.

Die günstige Meinung, welche das ganze Publikum von der gegenwärtigen Regierung hatte, konnte dem Vice-König selbst nicht lang verborgen bleiben, und dieser empfand darüber so wie seine Familie die lebhafteste Freude. Nur Castelford, der die einzige Triebfeder dieser Veränderung war, blieb bei allen ihm hierüber gemachten Schmeicheleien kalt und gleichgültig. Wollte ihm jemand ein Kompliment hierüber machen, so erwiederte er gewöhnlich, er sähe nicht wohl ein, wie die Sachen sich anders verhalten könnten, denn da er den Vi-

ce=König als einen Mann von Ehre, Rechtschaffenheit und Menschenliebe kenne, so wäre es von ihm zu erwarten, daß er seiner Pflicht gemäß, alle mögliche Mittel anwendete, das ihm anvertraute Volk in jeder Rücksicht zu erleichtern, und soviel möglich glücklich zu machen.

Er sagte ferner zu einigen, die hierüber mit ihm sprachen, daß eben aus dem Grund, weil der Vice=König unumschränkter Herr des Volks in Brasilien sey, er für das Glück, den Wohlstand und die Sicherheit desselben Sorge tragen müsse, indem ihm das Schicksal einen Theil der Mittel dazu in die Hände gegeben habe, nemlich die Macht, die Tugend zu belohnen, und das Laster zu bestrafen, von deren Anwendung die guten oder schlimmen Folgen seiner Regierung abhiengen.

Da er aber nicht von eitlen, ungerechten und partheiischen Gesetzen, noch von der Autorität eines verblendeten Raths abhienge, so wäre er um so mehr verbunden, alles durch seine eigenen Augen zu sehen, alles selbst zu prüfen, sich nie auf die Vorstellungen oder den Bericht anderer zu verlassen, und überhaupt jeden Augenblick dieses kurzen und kostbaren Lebens dazu anzuwenden, das allgemeine Beste zu befördern, und die leidende Menschheit wieder aufzurichten, wenn er am Ende seiner Regentschaft den Beifall und das Lob des Allgemeinen, als die erste Belohnung eines braven Mannes erlangen wollte.

Zwanzigstes Kapitel.

Neue Anerbietungen von Seiten des Vice-Königs, Castelford erklärt endlich seine Neigung für Miß Arabella.

Da nun der Vice-König und seine Gemahlin sahen, daß Castelford sich um keine Gunstbezeigung bewarb, so beschlossen sie endlich beide, mit ihm darüber zu reden. Sie thaten es eines Morgens nach geendigten Geschäften, und bezeigten ihm zuerst ihre Zufriedenheit, und wie geneigt sie seyn würden, ihm nützlich zu werden; worauf ihm denn der Vice-König erklärte, daß er zween Stellen für ihn im Vorschlag hätte, zwischen welchen er wählen könnte.

Die erste war die Stelle eines General-Feldarzts der Armee, welche vor Kurzem durch das Absterben eines alten Ignoranten, der sie beinah funfzig Jahr begleitet hatte, erledigt worden. Der Vice-König sagte dabei, daß er gar nicht zweifle, diese für die Armee so wichtige Stelle, würde ihm viele Mühe und Beschwerlichkeiten zuziehen, dagegen käme alles darauf an, einen rechtschaffenen Mann an die Spitze zu stellen, der die Aerzte und

Wund-

Wundärzte für die Regimenter gut wählte, und gerade dies erwarte er von seiner Thätigkeit, und seiner Liebe zum Guten, damit die Armee nicht hülflos wie bisher gelassen würde.

Die zweite Stelle war mit weniger Ansehen verknüpft, aber für das Ganze nicht minder nützlich, auch erforderte sie weniger Kenntnisse als die erstere, und bot überhaupt genommen, weniger Schwierigkeiten und grösern Vortheil dar. Es betraf die Stelle eines General-Inspektors der Zollhäuser in Brasilien, dessen Hauptgeschäfte darinn bestehen sollte, die Betrügereien und Misbräuche der Unterbeamten entweder zu verhindern oder zu bestrafen, den Gang der Geschäfte zu vereinfachen und zu erleichtern, wozu Don Juan Perez, den Castelford kannte, bereits den Grund gelegt hatte.

Dieser Juan Perez de Govea hatte mehrere Theile der Administration in Brasilien verwaltet, und verschiedenen Stellen vorgestanden, jetzt aber bat er den Hof um die Erlaubniß, alle seine Stellen niederlegen, und nach Lissabon zurückkehren zu dürfen, wo er den Ueberrest seiner Tage in Ruhe hinbringen, und sein erworbenes Vermögen genießen wollte, weil er alt und sehr reich war, und weder Frau noch Kinder hatte.

Als der Vice-König diese kurze Geschichte des Perez erzählt, entfuhr dem Doktor Castelford ein unwillkührlicher Seufzer; ohne darauf zu merken,

ken, fuhr aber der Vice-König fort, er möchte sich nun Zeit nehmen, die Wahl, die er ihm vorgeschlagen, ernstlich zu überlegen, und er würde nachher mit der größten Freude alles beitragen, sein Glück zu befördern, und seine Wünsche zu erfüllen.

Castelford bedurfte keine Bedenkzeit, seine Antwort zu überlegen, diese war längst in seinem Herzen bestimmt, und er eröfnete sie ohne Umstände folgendermaßen:

Vors erste dankte er seinen beiden Gönnern für die Großmuth, mit der sie sich bis zu ihm herabgelassen, und seinen Wünschen zuvorgeeilt wären, so daß es ihm an Ausdrücken gebräche, ihnen seine ganze Erkenntlichkeit zu bezeigen.

„Aber, fuhr er zum Vice-König fort, Sie „wissen, wie ich durch einen unerwarteten Schlag „des Schicksals aus einer ziemlichen vortheilhaften „Lage in das tiefste Elend gestürzt worden, worinn „ich umgekommen seyn würde, wenn Sie nicht „gleich einem Engel des Trostes mir zu Hülfe geeilt, „und mich dem Untergang und der Verzweiflung „entrissen hätten. Soll ich mich denn aufs neue „den giftigen Pfeilen der Bosheit und des Neids „blos stellen, hier, wo ich weiß, daß sie weit gefährlicher sind als in Portugall, und wo ich vielleicht nicht einmal die Gerechtigkeit finden könnte, „die man mir zu Lissabon verweigert hat? Ich „fürchte die Bosheit und die Arglist der Menschen „so sehr, daß ich gerne alle Verbindung mit ihnen

„auf-

„aufgeben möchte, stets zittere ich abermals, ein „Opfer derselben zu werden, und die abscheuliche „Behandlung zu Porto und Lissabon haben einen so „tiefen Eindruck auf mein Gedächtniß gemacht, daß „selbst Ihre Güte sie hier in Brasilien nicht ganz „verlöschen konnte.

„Soll ich Ihnen mehr gestehen, mein Wohl„thäter? ich fürchte sogar, daß diese boshaften „Menschen Ihnen selbst schädlich werden können; „der erhabene Posten, den Sie bekleiden, setzt Sie „nur destomehr der Verläumdung, der falschen Aus„legung, und den Ränken der Uebelgesinnten aus. „Ich muß Ihnen sogar freimüthig gestehen, daß „ich an den verschiedenen Orten, die ich auf Ihren „Befehl besuchte, zu meinem grosen Befremden „wahrgenommen, daß der so furchtbare Jesuiter„Orden noch eine grose Menge Lobredner, Anhän„ger und eifriger Freunde zählt.

„Es war mir nicht immer möglich, meine Oh„ren dem Murren zu verschließen, welches sich von „allen Seiten gegen die Strenge Ihrer Befehle, die „Aufhebung dieser Gesellschaft betreffend, erhoben. „Man tadelte laut den Eifer, mit dem Sie den „Willen der Regierung auszuführen suchten; ich „hingegen hatte einen zwiefachen Beweggrund, mit „Ernst und Nachdruck zu Werk zu gehen, denn erst„lich wollte ich Ihre Aufträge pünktlich erfüllen, und „zweitens hoffte ich, der Gesellschaft und dem Men„schengeschlecht einen wesentlichen Dienst zu erwei-

„sen, indem ich alles Mögliche that, einen Orden „auszurotten, der seit seiner ersten Entstehung an, „die Verfassung der Staaten, die ihn duldeten, um„zustürzen, und deren Ruhe zu stören gesucht hat.

„Ich weiß, daß dieser letztere Beweggrund mir „nie von denjenigen wird verziehen werden, die „durch Vorurtheile und Leidenschaft ihre Vernunft „unterdrückt und verblendet haben, aber welche Fol„gen auch daraus entspringen mögen, so ist mein „Gewissen rein, und macht mir keine Vorwürfe „über den Eifer, mit dem ich die Zerstörung dieser „schädlichen Gesellschaft zu befördern gesucht habe.

„Fühlen Sie sich daher, wie ich es überzeugt „bin, geneigt, mein Glück zu befördern, so erlau„ben Sie mir, daß ich in meiner gegenwärtigen „glücklichen und eingezogenen Lage beharre. Im„mer werde ich mich glücklich schätzen, durch meine „geringen Dienste Ihnen die Last der Regierungs„geschäfte soviel an mir ist zu erleichtern, ich bin „stolz darauf, unter Ihrem Schutz zu stehen, un„ter Ihrem Dach zu wohnen, und halte mich für „reichlich belohnt, wenn ich Ihnen ferner dienen, „und mir vielleicht mit der Hofnung schmeicheln „darf, Sie dereinst nach Europa zurückbegleiten, „und einst mein geliebtes Vaterland wiedersehen zu „können.„

Bei diesen Worten hörte er auf zu reden, und seine unruhigen Blicke suchten zu erfahren, welche Antwort er erwarten dürfe. Die Vice-Königin

war

war im Begriff, ihn ihres gänzlichen Beifalls und Schutzes zu versichern, vorher aber warf sie einen Blick auf ihren Gemahl, und bat ihn stillschweigend, aber nachdrücklicher als durch Worte, das Gesuch ihres Freundes zu bewilligen, und ihre Meinung zu bestätigen.

Jetzt nahm der Vice-König das Wort, und betheuerte dem Doktor Castelford, daß er nichts lieber wünschte, als ihn in seiner Familie zu behalten. Was seine Rückreise nach Europa beträfe, so habe er bereits an einen vertrauten Freund nach Porto geschrieben, um zu erfahren, ob seit seiner Gefangennehmung etwas Neues bekannt worden, was ihn oder den Prior angienge. Auch habe er diesem Freund aufgetragen, nach Lissabon zu schreiben, und daselbst alles anzuwenden, um von dem Staatsminister die Erlaubniß zu erhalten, den Doktor Castelford wieder mit nach Portugall bringen zu dürfen. Er zweifle, setzte er hinzu, gar nicht, daß wenn die Wahrheit erst an Tag käme, wenn er seine Unschuld bewiesen, und die Wichtigkeit seiner Dienste in der Geschichte der Jesuiten vorgestellt haben würde, der Staatsminister ihm eine Gnade bewilligen würde, die ihm und seiner Gemahlin eben so theuer wäre, als ihm selbst. —

Aber die größte Schwierigkeit, welche die Zurückhaltung und die Bescheidenheit Castelfords zu überwinden hatte, war noch zurück. Seine Antworten gegen den Vice-König und seine Gemahlin,

ließen nicht den geringsten Zweifel über seine Gesinnungen, und er seiner Seits war völlig überzeugt, daß ersterer alles anwenden würde, um für ihn die Erlaubniß auszuwirken, nach Europa mit ihm zurückkehren zu dürfen.

Dennoch war er in groser Verlegenheit, wie er dasjenige, was er noch zu wünschen hatte, vortragen sollte, als er aber endlich überlegte, daß er nie eine schönere Gelegenheit finden könnte, ihnen einen Wunsch zu eröfnen, dessen Erfüllung ihm unendlich theurer war, als alles, wovon sie bisher geredet hatten, so faßte er Muth, und bat die Vice-Königin, ihm noch einen Augenblick Gehör zu schenken, eine Gunst, die ihm eben so freundlich zugestanden wurde, als er sie zu erhalten wünschte. Er fuhr also folgendermaßen fort:

„Innigst gerührt von der Güte, die Sie mir „bisher erwiesen, und von der Großmuth, die mir „der Vice-König noch ferner erwarten zu dürfen er„laubt, werde ich Ihnen vielleicht durch eine neue „Bitte beschwerlich und unbescheiden scheinen. Aber „vergeben Sie mir, wenn ich, um mein Glück in „dieser Welt zu krönen, es wage, Ihren Schutz „und gütige Vorsprache anzuflehen, damit die heis„sen Wünsche meines Herzens vor den Augen der „liebenswürdigen Miß Arabella einige Nachsicht „finden mögen.„ —

Die Vice-Königin hob, ohne ein Wort zu sprechen, ihre Augen und Hände gen Himmel empor,

um

um ihre Freude und Zufriedenheit über diesen Wunsch auszudrücken.

Castelford, der dies für ein Zeichen der Misbilligung nahm, kam ihr zuvor, mit der Betheurung, daß der Gegenstand seiner Liebe bis jetzt noch nicht die geringste Kenntniß von seiner Neigung habe, und daß, so heftig auch seine Leidenschaft wäre, sie doch nie laut werden sollte, bevor sie nicht von der Vice-Königin gebilligt worden.

Hätte er in diesem Augenblick, wo er ausser sich war, sich selbst erkennen, und in ihren Augen lesen können, so würde er weder sein Schweigen, noch die Unwissenheit Arabellens zu beweisen gesucht haben, weil sie hinlänglich von der Sittsamkeit beider überzeugt waren.

Der Vice-König gab seiner Gemahlin seine Einwilligung zu dieser Verbindung durch einen Blick zu erkennen; und die Bedienten endigten diese rührende Scene durch die Meldung, daß die Tafel bereit sey. Alle drei setzten sich nun zu Tische, wo sie die junge Miß schon eine Zeitlang erwarteten, deren Gesinnungen, Wünsche und Hofnungen vor jetzt noch sehr von den ihrigen verschieden waren.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Castelfords Verheurathung mit Miß Arabella.

Wenn jemals die zarten Gefühle, welche Richard Steele in seiner Komödie der Verliebten schildert, auf irgend jemand anzuwenden waren, so kann man sie sicher diesem treuen und zärtlichen Paar beilegen. Ihre Gedanken, Leidenschaften und Wünsche schienen nur aus einem und ebendemselben Herzen zu kommen, und zwei im vollkommensten Einklang gestimmte Instrumente, können nicht leicht eine reinere Gleichheit der Akkorde hervorbringen. Es wäre daher überflüßig, jene Herzlichkeit zu schildern, mit der sich ihre Geständnisse einander begegneten, die Wärme und Zärtlichkeit der Ausdrücke, mit der sie einander ihre Liebe, Hochachtung und eine ewige Freundschaft schwuren; endlich die Freude ihrer Beschützer, welchen nichts mehr fehlte, als den Tag der Verbindung zu bestimmen.

Der Vice-König und seine Gemahlin übernahmen die gänzliche Besorgung der Hochzeitfeier, und vor allem bat der Vice-König den Bischoff, sie von dem öffentlichen Aufgebot und andern kirchlichen Ceremonien zu dispensiren, welche erlassen werden dürfen.

Der Bischoff selbst ließ Herrn Castelford durch drei Deputirte von der Geistlichkeit seine Theilnahme an diesem freudigen Vorgang bezeigen; und die Vice-Königin gab ihrem Haushofmeister Befehl, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und sich mit den seltensten Produkten des Landes zu versehen.

Nachdem alles dieses geschehen, und der Tag der Verbindung heranrückte, wurde eine zahlreiche Gesellschaft der ersten Standespersonen zu dem Fest eingeladen, unter welchen sich auch Don Perez von Govea befand, von dessen Charakter wir noch etwas erwähnen werden.

Die Trauungs-Ceremonie wurde den Abend des 12. Junius in dem Pallast des Vice-Königs, also gerade am Vorabend des Fests des heiligen Antonius von Lissabon, vollzogen, und der Ueberrest des Abends mit Schauspielen, Maskeraden und Tänzen zugebracht.

Die ehrwürdige Geistlichkeit, die sich bei solchen Gelegenheiten immer am zahlreichsten einfindet, schien unter einander zu wetteifern, wer den andern an Stegreifgedichten und sinnreichen Einfällen übertreffen könnte. Eine Menge Madrigale und Sinngedichte, die auf die Gelegenheit paßten, kamen zum Vorschein, zum größten Vergnügen ihrer Verfasser, die in Brasilien nicht minder eitel und ruhmredig sind, als ihre Brüder in Europa; das Brautpaar hingegen, welches mit wärmerm Interesse beschäftigt war, fand die mehrsten davon unausstehlich.

Unterdessen daß in den Gesellschaftssaal gesungen, gereimt und getanzt wurde, entfernten sich von Zeit zu Zeit einige Personen von der Versammlung, und giengen nach der Hauskapelle. Hier war das Bildniß des Heiligen des Tags, in einer kleinen Nische über dem Altar aufgestellt, und glänzte, mit allen Juweelen der Familie geschmückt, mitten in einem Zirkel Wachskerzen, deren blendender Schimmer die schönste Wirkung auf das Auge that. Hieher begaben sich abwechseld die Hochzeitgäste, murmelten erst einige Gebetsformeln her, kamen dann an die Litanei, und beteten einige Körner am Rosenkranz herunter; alles zur Ehre des Heiligen, der unbeweglich in seiner glänzenden Nische, die Huldigung der Andächtigen annahm.

Nie hatte man vielleicht in diesen Gegenden einen grössern Freudentag erlebt, war es Spiel des Zufalls, oder Vorsatz, in Betracht, daß die Vermählten Engländer waren, so bleibt es gewiß, daß unter der ganzen Gesellschaft ein Geist der Freimüthigkeit und Vertraulichkeit herrschte, der in Lissabon sehr ungewöhnlich, und in Brasilien, wo man noch mehr zurückhaltend lebt, ganz fremd ist.

Der alte Perez de Govea behauptete, daß man seit funfzig Jahren in Rio Janeiro keinen so frohen Tag erlebt habe; auch mochte der seltsame Umstand, daß zwei katholische Engländer von dem Bischoff von Rio Janeiro getraut worden, sehr vieles zur allgemeinen Freude beitragen, indem noch niemand daselbst dergleichen erlebt hatte.

Die

Die jüngsten Herren der Gesellschaft setzten sich vertraulich neben die Damen, oder knieeten an deren Seite, sagten Liebeshymnen her, und drückten ihnen verstohlen die Hände, und gleich als wenn in dem allgemeinen Tumult sich alles hierüber einverstanden hätte, drückte man einander sanft die Fußspitzen, und begleitete diese Artigkeit mit Blicken, die alles sagten, was man gerne erfahren wollte; endlich, als die Trunkenheit des Vergnügens, und die Lebhaftigkeit der Damen, die Bewegung und Verwirrung des Tanzes immer höher spannte, schien es, als wenn in einem Augenblick der Taumel der Liebe alle Herzen beseelte. —

Gegen Abend wurde eine prächtige Tafel mit Konfekt und kühlenden Getränken aufgesetzt, von welchen leztern die jüngern Damen am meisten Gebrauch machten; während die ältern in einem Halbzirkel herumsaßen, und sich von den Hoch- und Ehrwürden aller Farben und Kleidung, eine Menge erbaulichen Geschichtchen vorerzählen ließen. Mit einem Wort, es würde sehr schwer, vielleicht Unbesonnenheit seyn, über die Begebenheiten dieses schönen Abends irgend etwas entscheiden zu wollen, wenigstens wäre es sehr gewagt, etwas über die Entwicklung zu behaupten, welche vielleicht statt gefunden haben würde, wenn nicht die Mitternachtsstunde die ganze Gesellschaft zur Abendmahlzeit gerufen hätte. Die Flügel des grosen Saals öfneten sich, und die Gesellschaft sezte sich paarweis und voll guter Laune an die reich besetzte Tafel.

Der heilige Antonius hatte den Tag über seine gebührende Achtung erhalten, und wurde nun vergessen; die hochflammenden Kerzen, die seinen Triumph erhöht hatten, halfen nun den Speisesaal erleuchten, und die Schenktische glänzten von dem schönsten Kristall, in welchem die lieblichsten und köstlichsten Getränke das Auge und den Gaumen des Zuschauers in Versuchung führten.

Der Mond stand jeżt in vollem Glanz am Horizont, die Fenster des Saals wurden geöfnet, und sanftkühlende Abendluft verbreitete den lieblichen Duft der Pomeranzenblüthen über die ganze Gesellschaft.

Der Pater Guardian der Karmeliter, ehemaliger Gewissensrath der Vice Königin, wählte seinen Platz oben an der Tafel, zwischen ihr und der reizenden Arabella; sobald er saß, zerschnitt er mit der Rechten die Luft in Form eines Kreuzes, und gab damit das Signal zum Essen.

Nun langte alles nach den Schüsseln; mit dem größten Eifer und einer der Sache angemessenen Ernsthaftigkeit, wurden nun gebratene Spanferkel, Boeuf à la Mode, Kalbsköpfe, gespickte Rebhüner, Schinken von Hamego und Melgasso, und eine Menge anderer köstlicher Gerichte zerlegt und verzehrt, welche zehn Minuten früher der dreisteste Gast, selbst der Pater Guardian nicht zu berühren gewagt haben würde, weil es eine unverzeihliche Ketzerei verrathen

rathen hätte, wenn jemand vor dem Zeichen des Kreuzes zuzulangen sich beigehen lassen.

Die Ordensregel des guten Paters befahl ihm die Enthaltsamkeit, die er auch gehörig beobachtete, aber die Tugend hat neben manchen Aufopferungen auch ihre Belohnungen; sobald daher das erste Ceremoniel beobachtet worden, fiel der Guardian nebst seinem geistlichen Anhang über den Störfisch, die Tornbutte und andere seltene Fischarten her, welche sämtlich in einer saftreichen Brühe von Hummern, Austern und Seekrebsen schwammen. Diese Brühen waren noch überdies mit dem anreizenden Cayang und andern Spezereien des Landes gewürzt, wodurch sich der Guardian für seine bisherige Enthaltsamkeit reichlich entschädigt fühlte. Nachdem dies vorüber war, machte er sich über eine gute Anzahl gebratener Bananas und andere stark gewürzte Früchte her, denen der warme und wollustreiche Himmelsstrich sein ganzes Feuer mitgetheilt hatte.

Der Stadtkommandant warf anfangs einen gierigen und geringschätzenden Blick über die ganze Tafel, und setzte sich endlich einer unermeßlichen Schüssel gegen über, die ein paar ungeheure grose welsche Hühner in ihrem Umfang enthielt. Gerade ihm gegenüber setzte sich Don Perez Govea, sein alter Freund, und Waffen- oder Tafelbruder, und beide wetteiferten mit einander, nicht, wer den mehrsten Appetit hätte, sondern wer das Mehrste in der kürzesten Zeit verschlingen könnte. Jeder hatte sich,

zum

zum grosen Befremden der übrigen Tischgenossen, eines ganzen welschen Hahns bemächtigt, und verzehrte denselben bis auf die kleinsten Knochen. Sie erschienen nicht als Epikuräer, bei denen man einen feinen Geschmack, einen leckerhaften Gaumen, mit einem Wort, eine Seele voraussetzen muß; Perez und der Kommandant kannten nichts von allem diesem, dagegen konnten sie sich rühmen, den grösten und weitumfassendsten Magen in ganz Brasilien zu haben.

Der Kommandant war eine ungeheuer dicke, schwerfällige und derbe Maschine, die auf zween Pfeilerähnlichen Beinen ruhte, und von allen natürlichen Fähigkeiten nichts weiter übrig behalten hatte, als einen guten Magen. Zu Lissabon geboren, hatte er, so wie viele seiner Landsleute, die erste Hälfte seines Lebens zugebracht, in einen weiten Mantel gehüllt, die Straßen auf und ab zu marschiren; jetzt aber genoß er ein seiner Gefräßigkeit angemessenes jährliches Einkommen, und verdankte einem unwissenden Arzt die Wohlthat, daß er die Folgen derselben nicht befürchten durfte. Dieser hatte nemlich seine stockenden Säfte solange mit Arzneien gequält, bis sie sich endlich in die Beine heruntergezogen, wo sie sich vermöge ihrer natürlichen Schwere einen der Gefräßigkeit des Kommandanten günstigen Ausweg verschafft hatten. Vor den Folgen derselben hinlänglich gesichert, nahm er zuweilen noch die Kunst mit zu Hülfe, denn so oft er zu einer feierlichen Mahlzeit eingeladen wurde,

bereitete er sich durch einige abführende Mittel, oder vermittelst einer sinnreichen Maschine dazu vor, die er mit grosen Kosten aus Frankreich kommen lassen, und jedem Liebhaber vorzeigte, wobei er zugleich eine Erklärung gab, über die besten Mittel der Unverdaulichkeit vorzubauen, und die erschlaften oder zu sehr gespannten Eingeweide zu beruhigen.

Noch vor der gänzlichen Aufhebung der Tafel, und ehe der Kaffé aufgetragen wurde, war Perez Govea von seinem furchtbaren Gegner überwunden worden, und sank ermattet von Ueberfüllung des Magens in einen weiten Lehnstuhl zurück, den nachher einige Bedienten ins nächste Zimmer schoben, wo sie ihn durch die frischere Luft und einige Tassen Kaffé zu ermuntern suchten. Der Kommandant, der noch immer seinen Posten standhaft behauptete, sah seinen Kriegskameraden ganz gelassen wegbringen, zuckte die Achseln, warf einen Blick des Bedauerns auf ihn, und fuhr fort Beweise seines Muths zu geben, bis die Belagerung völlig aufgehoben wurde, und jedermann die Tafel verließ.

Der Vice-König, seine Gemahlin und das Brautpaar begaben sich zusammen in ein Nebenzimmer, woselbst noch einige treffende Bemerkungen über die Gäste vorfielen; bis endlich die Vicekönigin erinnerte, daß es sehr spät sey, worauf das Brautpaar, von Liebe und Hymen begleitet, nach ihren Zimmern gebracht wurde.

Hoffentlich wird uns der Leser die Umständlichkeit, mit der wir von diesem Hochzeitfest geredet, nicht verargen; es war hier die schönste Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche dieses Volks zu schildern; zugleich aber wurde Doktor Castelford an diesem Tage erst recht mit der Welt bekannt. Seine fernern Begebenheiten haben, so seltsam sie auch scheinen mögen, wenigstens das Verdienst der Wahrheit, ohnerachtet sie zuweilen unerwartet und ausserordentlich scheinen; wir haben uns streng an die Thatsachen selbst, an Zeit, Ort und Umstände gebunden, ohne sie durch die Einbildungskraft auszuschmücken, weil nur das Einfache und Natürliche gefällt.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Glückliche Ehe; Castelford verliert seine Gemahlin.

Wenig Menschen können sich eines reinen vollkommenen Glücks rühmen; in dem Leben der mehrsten ist der Vorgenuß desselben gewöhnlich nur ein Zwischenakt, der die Katastrophe von der Entwicklung des Trauerspiels trennt; ein Strahl von Hofnung schimmert öfters durch die Thränen, die den Unglücksfällen des Helden geschenkt werden, aber im

im folgenden Auftritt erscheint der Tirann, verfolgt, erreicht und unterdrückt das Schlachtopfer seiner Wuth; und der Held fällt zugleich mit dem Vorhang.

Dies ist so ohngefähr ein Bild des Lebens, und zugleich der Hauptinhalt der Geschichte des Doktor Castelford. Sein Glück begann in dem Hause des Vice-Königs, er fand daselbst Freundschaft und Liebe in der höchsten Fülle, und niemand hätte es vielleicht gewagt sich glücklicher zu dünken, als er einige Monathe war; die Liebe verschönerte seine Tage, er war geehrt durch den Schutz und die Freundschaft seiner hohen Wohlthäter, und fand Vergnügen in der Anwendung seiner Zeit, und in der Erfüllung der Pflichten, die ihm die Erkenntlichkeit auferlegte. Die öftere Entfernung, welche die Besorgung der Geschäfte des Vice-Königs nothwendig machte, erhöhte den Reiz der Stunden, die er der Liebe schenken durfte.

Wir wollen indessen dieses schöne Gemählde reiner und dauernder Liebe einen Augenblick verlassen, und uns mit dem Charakter des Volks, unter welchem die beiden Liebenden lebten, deren Glück kaum einen schnell vorüberfliegenden Blitz glich, beschäftigen.

Der berühmte Doktor Goldsmith macht die sehr richtige Bemerkung, daß in dem Zustand der Wildheit und der Barbarei, das weibliche Geschlecht von dem männlichen durchaus geringgeschätzt und erniedrigt wird, daher auch das Weib nichts mehr

als

als die Sklavin des Willens, der Laune und der Wünsche des Mannes ihres Herrn und Tirannen ist.

In dem Zustand einer höhern Kultur, wo die Vernunft gehört wird, und ihre Rechte behaupten darf, wird das weibliche Geschlecht verehrt und hochgeschätzt; man nimmt Rücksicht auf das Urtheil, Meinung und den Geschmack desselben, und in jeder gutgeordneten Gesellschaft betrachtet man das wohlerzogene Frauenzimmer als die erste Zierde des geselligen Lebens.

In einem mittlern Zustand hingegen, wo man noch zwischen Aufklärung und Barbarei schwebt, und in welchem sich, nach dem Zeugniß unpartheiischer Männer, die beiden grosen Halbinseln von Europa noch jetzt befinden sollen; in diesem Stand wird das weibliche Geschlecht als eine Waare betrachtet, gesetzmäßig erhandelt, verkauft und zur Sklaverei verdammt, Trotz des Widerspruchs der Vernunft und der individuellen Freiheit.

Unter diesen Umständen wird das Frauenzimmer blos als ein Gegenstand des Genusses betrachtet, welche weder durch Erziehung, noch durch Kunst, oder durch Vernunft ausgebildet worden. Unbekannt mit den Grundsätzen einer wahren Ehre, der Sittsamkeit und der Tugend; gezwungen, sich wider ihre Neigung einem Mann zu ergeben, dessen unzertrennliche Gesellschafterinnen sie das ganze Leben hindurch bleiben müssen; darf man sich denn noch wundern, wenn sie sich überall, wo die Männer den Schutz des Gesetzes vor sich haben, ihrer na=

natürlichen Bestimmung so wenig entsprechend, zeigen?

Aller guten Grundsätze ermangelnd, gefesselt durch den Zwang, der sie durch Erniedrigung empört, unbedingte Sklavinnen tirannischer Gebräuche, von Aussen durch häufige Versuchungen, und von innen durch den Einfluß eines warmen wollüstigen Himmelsstrichs gereizt, wie sollte alsdenn Intrigue und Untreue unter ihnen nicht häufiger vorkommen, als in unsern nördlichern Gegenden, wo natürliche und politische Ursachen zusammentreffen, sie zu verhüten?

Aus den gerade entgegengesetzten Ursachen folgt aber auch, daß in Brasilien, bei einer schlechtern Erziehung, einem strengern Zwang, und unter einem noch heissem Himmelsstrich, der Hang zum weiblichen Geschlecht in eine Art Wuth ausarten, und zu einer heftigen unwiderstehlichen Leidenschaft anwachsen muß, die denjenigen, der ein Gegenstand derselben wird, gänzlich verzehrt.

Wirklich gleichen die Bewohner dieses Landes in diesem Punkt vollkommen ihren Böcken und Affen, die Ausschweifung wird öffentlich und insgeheim getrieben, und ungern läßt das Weib eine Gelegenheit vorbei, ihre heftigen Begierden zu befriedigen.

Daß hierinn Castelfords und seiner Gemahlin Betragen himmelweit von den Landessitten abwich, läßt sich leicht erachten; sanft und milde flossen ihre Tage, gleich den Wellen eines klaren Bachs dahin; ihr Vergnügen, welches den Grundsätzen

der Vernunft und der Religion untergeordnet war, erhielt einen höhern Reiz durch Zurückhaltung, und so entstand eine gegenseitige Mittheilung der zärtlichsten Gefühle, für welche die Sprache vergebens Ausdrücke sucht. Jeder Tag lachte ihnen mit neuen Freuden entgegen, sie besaßen die Achtung der Familie, und die Freundschaft aller Rechtschaffenen in der Stadt, welche das Glück hatten mit ihnen umzugehen. Wie flüchtig, wie vorübereilend ist das Glück des Menschen!

Arabella war dem Zeitpunkt ihrer Entbindung nahe, als sie eines Tags eine unwiderstehliche Begierde anwandelte, einige Guaven zu kosten, deren sie auf einem benachbarten Feld eine Menge gesehen hatte. Castelford eilte schnell dahin, und brachte einen Vorrath davon zurück, sie bewunderte die Frucht, und versuchte etwas davon. Noch denselben Abend überfielen sie heftige Schmerzen, die immer mehr überhand nahmen, und alle angewandten Mittel vereitelten. Bei sechs und funfzig Stunden litt sie unaussprechlich, und sank mehrmalen vor Schmerz in Ohnmacht, ihre zärtliche Leibesbeschaffenheit konnte diesen Sturm nicht überwinden, endlich kam sie unter unaufhörlichen und unleidlichen Schmerzen mit einem jungen Sohn nieder; aber der Tod schwebte über der Mutter.

Castelford, der sie zu verlieren befürchtete, und sah, daß ein geringes Fieber, welches er blos für die Folgen der Schmerzen hielt, immer zunahm, und sie so schwächte, daß sie selbst die nöthigen Arzneimittel nicht mehr vertragen konnte, wußte sich

vor

vor Staunen und Betäubung nicht mehr zu fassen; wild und stier blickte er vor sich hin, und die Verzweiflung war in allen seinen Zügen zu lesen.

Arabella ergab sich ihrem Schicksal mit der bewunderungswürdigsten Standhaftigkeit, und da sie den Zustand seiner Seele aus seinen Bewegungen und Minen errieth, rief sie ihn an ihr Bett, und beschwor ihn, sie anzuhören.

Knieend lag er neben ihr, während sie ihn bat, sich nicht durch Verzweiflung niederschlagen zu lassen, vielmehr sie bei Annäherung des letzten Augenblicks zu stärken und zu unterstützen, sich mit ihr zu vereinigen, um dem gütigen Schicksal zu danken, das ihnen soviele Freuden gewährt, freilich für eine sehr kurze Zeit, aber doch mit einer Inbrunst des Genusses, der ihr den Vorschmack eines glücklichern Lebens gewährte, wo sie beide unzertrennlich ein nie aufhörendes Glück genießen würden.

Sie beschwor ihn endlich bei ihrer Liebe, sich nicht selbst unglücklich zu machen, und seine ganze Zärtlichkeit für das theure Unterpfand ihrer Liebe aufzubewahren, und schloß mit der Betheurung, daß unter allen Menschen vielleicht nie ein Mann so innig, wahr und ewig von einem Weib der Erde geliebt worden.

Jedes Wort war ein Durchstoß für das Herz des armen Castelford; er sank ohnmächtig neben dem Bett nieder, und zitterte an allen Gliedern; zuletzt brach er in einen Strohm von Thränen aus, wodurch er einige Linderung erhielt, als gerade der Vice-König ins Zimmer trat.

Er sah, daß dieser Anblick der Sterbenden den Tod erschweren mußte, und ließ ihn in ein anderes Zimmer bringen, woselbst er zum zweitenmal in Ohnmacht sank. Arabella lebte noch vier und zwanzig Stunden, wenn man anders einen Zustand unaufhörlichen Schmerzens, leben nennen kann. Der Vice-König und dessen Gemahlin kamen nicht von ihrem Bett, und besorgten alle weltliche und geistliche Hülfe, die hier nöthig war. Eine Stunde vor ihrem Hinscheiden winkte sie, daß sie ihren Gemahl noch einmal zu sprechen wünschte, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Er kam, unterstützt von zween Bedienten, beinah Sinn- und Gedankenlos, und ließ seine Hand in die ihrige legen; eine tiefe Fühllosigkeit hielt alle seine Seelenkräfte gefesselt, er fühlte nicht den letzten Händedruck, den sie ihm zum Zeichen des Abschieds gab; sie hob noch einmal die Augen gen Himmel empor, und schloß sie dann auf immer.

Ihr Tod verbreitete Bestürzung und tiefe Theilnehmung unter dem ganzen Kreiß derer, die sie gekannt hatten, am meisten bedauerten sie diejenigen, welche genauern Umgang mit ihr gehabt; Castelfords Zustand erregte allgemeine Theilnehmung; der Vice-König ließ ihn aus den Zimmern, die er mit ihr bewohnt hatte, weg und in andere bringen, welche weit davon entlegen waren; auch mußten einige Bedienten beständig bei ihm wachen, um jeden verzweifelten Entschluß zu verhindern. Seine Gemahlin wurde mit allem Pomp, der nur bei den

Vor-

Vornehmsten des Landes gewöhnlich ist, zur Erde bestattet.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Der Bischoff von Rio Janeiro sucht Castelford zu stürzen. Charakter dieses Bischoffs.

Castelford blieb noch verschiedene Monathe nach dem Tod seiner Gemahlin alles Trostes unfähig; ein wahrer Gegenstand des Mitleidens, mußte man alle Mühe, alle Kunst aufbieten, um ihn dahin zu bewegen, die zu seiner Erhaltung unentbehrliche Nahrung zu sich zu nehmen. Abgezehrt, blaß und schmachtend saß er da, ein Bild des Erbarmens, und konnte sich nicht zum Gebrauch seiner Geisteskräfte erheben. Sein Schlaf war mit so fürchterlichen Träumen unterbrochen, daß er zuweilen verzweiflungsvoll emporfuhr, und durch zwei Menschen mußte beruhigt und gehalten werden, damit er nicht Hand an sich selbst legte. Oft hörte man ihn laut seufzen und schluchzen, zuweilen brach er in ein lautes Geschrei aus, und rief den Tod um Hülfe, sein quaalvolles Daseyn zu endigen.

Alles, was nur irgend die Leiden des Unglücklichen lindern und ihm Hofnung geben kann, die

sanfte, schmeichelnde Stimme der Freundschaft, die tröstende Theilnehmung des Mitleids, die den Menschen sanft wieder aufrichtet, und seine Blicke auf andere Gegenstände der Zerstreuung zu lenken sucht, Muth, Hofnung und Resignation einflößt; alle Hülfsmittel des Trosts waren vergebens erschöpft worden; das furchtbare Gespenst seiner Einbildungskraft riß ihn immer unter die Verstorbenen hin, und öfnete ihm die Gruft, die seine Geliebte verschloß.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die öffentlichen Angelegenheiten in einige Verwirrung geriethen; der Vice-König fühlte jetzt mehr als jemals, was ihm Castelford gewesen. Er wußte überdies, daß man ihn mit Spionen umgeben hatte, daß man seinen Handlungen einen falschen Anstrich geben würde, und daß aus allem Guten und Löblichen, was er sich zum Zweck gesetzt hatte, Neid und Bosheit ein Gift bereiten würden. Seine Verlegenheit war unbeschreiblich, er wußte nicht, wem er trauen oder mistrauen sollte, fühlte, daß er den wichtigen Pflichten seiner Stelle nicht gewachsen war, und von Seiten Castelfords war wenig Hofnung, daß er seine Betrübniß sobald überwinden, und ihm die Last der Geschäfte erleichtern könnte.

Das Volk fieng bereits an zu murren, und klagte laut über seine Nachlässigkeit, sogar über seine Unfähigkeit; eben dies aus dem Staub der Sklaverey hervorgezogene Volk wurde nur frech, unbiegsam, und verurtheilte seinen Regenten.

Ueber-

Ueberall, wo das Volk einige Gewalt erhält, ist es zum Misbrauch derselben geneigt, und legt alsdenn seinen Beherrschern die schlimmsten Absichten bei, wer mag entscheiden, ob die Schuld an dem Regenten oder an dem Volk liegt? Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der einmal eingerissene Despotismus den ganzen politischen Körper ergreift, das Gift theilt sich allen Zweigen der Staatsverwaltung mit, und dringt endlich bis zum Oberhaupt selbst. In solchen verzweifelten Fällen, wird eine gänzliche Veränderung der Dinge das einzige Mittel, wodurch der sinkende Staat noch gerettet werden kann.

Die Thore des Pallasts waren mit Supplikanten und Klägern angefüllt, und die Geistlichkeit hatte eine Menge Emissare in der Stadt umhergesandt, die unter dem Vorwand, den Unwillen der Menge zu dämpfen, das allgemeine Misvergnügen unterhielten, und das Feuer noch mehr anfachten.

Diesen Grundsätzen gemäß, ließ sich der Bischoff, der bisher dem Vice-König allen Schein der Freundschaft und des Vertrauens bewiesen hatte, einfallen, den Schaden, dessen Gröse er nur zu gut kannte, noch mehr zu verschlimmern.

Ganz der heuchlerischen Gemüthsart seines Standes gemäß, kam er, dem Vice-König einen Besuch abzustatten, versicherte ihn seiner Hochachtung und Ergebenheit, mit der Betheurung, daß er unaufhörlich sein Gebet für das Glück seiner Regierung gen Himmel schicke. Hierauf kam er auf Castelfords Zustand, erhob dessen seltene Talente,

seine grosen Einsichten, seine Mäßigkeit, Beschei- denheit und Religiosität, und bedauerte am Ende, daß ein Mann von seinem Geist, jetzt ausser Stand wäre, Se. Excellenz durch seine Thätigkeit und sei- nen Eifer würdig zu unterstützen.

Denn, setzte er hinzu, er hielt es für Freund- schaftspflicht, ihn zu benachrichtigen, daß das Volk über die verzögerte Besorgung der Geschäfte aufge- bracht wäre; und mehrmalen laut zu verstehen ge- geben, daß die Krankheit oder Unfähigkeit eines Sekretärs keine Entschuldigung wäre, um die Ma- schine der Regierung ins Stocken gerathen zu lassen. Das Vaterland, fuhrt er fort, besitze noch eine Menge rechtschafner und einsichtsvoller Männer, welche dergleichen Stellen verwalten könnten, wenn es Sr. Excellenz gefiele, ihnen einiges Vertrauen zu schenken, und unterdessen, daß Sie jemand anders wählten, könne er zwei Personen dazu vorschlagen, die sich ein Verdienst daraus machen würden, Ihr Vertrauen zu verdienen. Sie würden sich dessen um so weniger unwürdig beweisen, da sie aus seiner eigenen Familie wären, daher er auch keinen An- stand nähme, für ihre Fähigkeiten, Einsichten und Treue in den Geschäften zu bürgen; beide wären zu den Befehlen Sr. Excellenz bereit, sobald sie es wünschten.

Diese Anerbietungen eines Freundes, eines Oberhaupts der Kirche, beantwortete der Vice-Kö- nig mit den Betheurungen der lebhaftesten Erkennt- lichkeit, und versicherte ihn, daß er alles, was er hm gesagt, gerathen und empfohlen, reiflich über-

legen,

legen, und ihm dann seine Antwort selbst überbringen wollte.

Der Bischoff wiederholte mehrmals die Versicherungen seiner aufrichtigen Freundschaft, seines Eifers und seiner theilnehmenden Gesinnungen, worauf er von dem Vice-König Abschied nahm, um zu Hause die Folgen seines treulosen Entwurfs, den er zur Rettung Brasiliens nothwendig hielt, reiflicher zu überlegen.

Unterdessen erholte sich Castelford nach und nach von seiner Melancholie, der Kummer verlor durch die Länge der Zeit seine Heftigkeit, und die Sorge für die Erhaltung seines Sohnes gewährte ihm Zerstreuung und Trost. Er konnte sich kaum von ihm trennen, und je mehr er sich erholte, desto mehr bedurfte er der Gegenwart dieses Pfands der Liebe, welches nun der einzige Gegenstand seiner Neigungen geworden war.

Der Vice-König benachrichtigte ihn von dem Besuch des Bischoffs und dessen Erbietungen; aber Castelford, der hier die Schlange unter den Blumen versteckt sah, beschloß mit seiner eigenen Gefahr, dem Uebel entgegen zu arbeiten, und gab dem Vice-König die Versicherung, daß er von diesem Augenblick an die Geschäfte, die er bisher wegen Gemüthsunruhen liegen gelassen, wieder vornehmen würde. Er hoffe, sagte er, durch seinen Fleiß und Arbeitsamkeit binnen Kurzem alles zu ersetzen, was bisher verschoben oder vernachläßigt worden; und gab dem Vice-König den Rath, den Bischoff

für seine heimtückischen Vorschläge zu danken, deren Beweggründe er ihm deutlich entwickelte.

Dieser Bischoff, Namens Don Jeronimo d'Azambuja, war ein Mann von beinah siebzig Jahren, und in den feinsten Kunstgriffen der portugiesischen Jesuiten, in deren Orden er bei vierzig Jahre lang gestanden, eingeweiht. Dies allein wäre schon hinreichend, einen Begriff von seinen Sitten und seiner Denkungsart zu geben, dennoch wird es nicht überflüßig seyn, beide etwas näher zu entwickeln, weil ein jesuitischer Bischoff in der Politik, in der Kirche, und selbst in seinem Orden ein zweideutiges Wesen ist.

Die Fähigkeiten, welche er während seinen Studien äusserte, brachten die Väter zuerst auf den Gedanken, einen jungen vielversprechenden Mann dem Orden einzuverleiben, dessen Talente, durch den Weltumgang mehr ausgebildet, das Ansehen und die Macht der Gesellschaft mehr erhöhen könnten. So lockten sie ihn allmählig in die Novizenzelle, und nachdem er in dieser Prüfung bestanden, trieb er sich eine Zeitlang in dem Kreiß der Schulen herum, und erwarb sich bald den Ruhm eines der brauchbarsten Mitglieder der Gesellschaft. In der Schule des Lasters geschehen die Fortschritte nur nach Maasgabe der Herzens- und Geistesverderbniß, und in beiden Fächern hatte unser Bischoff nicht gemeine Kenntnisse.

Der Ordensgeneral, der von den geringsten Vorfällen der Gesellschaft genauer unterrichtet war, als je ein heutiger General den Zustand seiner Ar-

meen kennt, hatte damals einen Entwurf, den er bei der zu Rom gehaltenen Junta durchsetzen wollte, und der dahin gieng, in Südamerika ein Reich zu stiften, welches mit der Folge der Zeit sich auch über den nördlichen Theil dieses Welttheils erstrecken sollte.

Diesem Plan zufolge wollte er die spanischen und portugiesischen Besitzungen mit einer ziemlichen Anzahl Jesuiten und jesuitischen Bischöffen versehen, welche hin und wieder zerstreut, gemeinschaftlich unter sich, und in Verbinduug mit ihrem Ordensgeneral und dem ganzen Orden, an der Ausführung dieses grosen Werks arbeiten sollten.

Gerade um diese Zeit wurde Don Jeronimo von dem König Johann dem Fünften zum Bischoff von Rio Janeiro ernannt. Der gute Pater, der bereits in dem Konklave seines Ordens zum Monsignor ernannt war, hatte die Bescheidenheit, diese ihm vom König angebotene Würde auszuschlagen. Mit gen Himmel empor gehobenen Händen hatte er die Frechheit, Sr. Majestät zu versichern, daß er dieser Ehre unwürdig, und daß dieses heilige Geschäft sich weder mit den Grundsätzen seines Ordens, noch mit seinem Gelübde, und noch weniger mit seinen Wünschen und Neigungen übereinstimme.

Er wolle sich, sagte er, damit begnügen, überall die Stelle eines Missionars zu versehen, und sollten ihn auch Se. Majestät zu den Antropophagen senden, so würde er sich durch tausend dem Himmel erworbene Seelen, über die Quaalen des Märtirer-

tirertods trösten. Was aber die Bischoffswürde anlangte, so wolle und könne er sie nicht ohne ausdrücklichen Befehl Sr. Heiligkeit und seines Ordensgenerals annehmen, in der festen Ueberzeugung, daß diese beiden es nie zugeben würden.

Da man aber die Entwicklung dieses Schauspiels schon vorausgesehen, so gieng alles nach dem Wunsch des Ordens. Der König Johann war zu stolz, um sich von einem Jesuitenpater eine abschlägliche Antwort geben zu lassen, und ließ den Ordensgeneral um einen Befehl ersuchen, wodurch Don Jeronimo angewiesen wurde, die Bischoffswürde von Rio Janeiro anzunehmen.

Während seinem langen Aufenthalt in dieser Weltgegend hatte der Bischoff keine Gelegenheit und kein Mittel versäumt, die Absichten seines Generals und den Vortheil seines Ordens zu befördern. Er hieng von ganzem Herzen an dem geheimen Eid, wodurch sich die Mitglieder verbunden, ihre Sache niemals von der Sache des Throns zu trennen, keine kirchliche Würde ohne Erlaubniß des Generals anzunehmen, und sich selbst nach erhaltenem Befehl, stets noch als unzertrennliches Glied der Gesellschaft zu betrachten. Auf diese Art zeigte er sich standhaft als ein treuer Nacheiferer seiner Obern, und erfüllte pünktlich den Eid des blinden Gehorsams.

Der sogenannte Alte vom Berg zur Zeit der Saracenen, den man nur den Mörder der Fürsten nannte, fand bei seinen Leuten kaum den unbedingten Gehorsam, den der Jesuiten-General von seinen

nen Ordensgliedern erwarten konnte, und jederzeit erhalten hat.

Dem Jesuiten-Orden ist demohngeachtet endlich dasjenige begegnet, was gewöhnlich allen zu unbedingten Mächten zu widerfahren pflegt. Man fängt an sich heimlich gegen sie zu verbinden, und wo man sie nicht ganz zerstören kann, sucht man sie wenigstens zu schwächen. Alle übrigen geistlichen Orden waren geschworne Feinde des Jesuiter-Ordens, und unter den Mitteln, die dessen Untergang befördern konnten, bediente man sich standhaft der Wahrheit so gut als der Verleumdung.

Die Absichten und Zwecke des Ordens waren zum Theil lächerlich, zum Theil gefährlich, dennoch wußten sie eine Menge Fehler und Laster durch seltene Tugenden und Talente zu bedecken, und der Orden war ohnstreitig eine der gelehrtesten Gesellschaften Europens.

Dessen allem ohngeachtet verstand der Orden nicht, seinem Untergang entgegen zu arbeiten, ob er gleich zahlreiche Mittel dazu in Händen hatte; denn seine Politik, die sich blos auf die kleinen Kunstgriffe der Intrigue gründete, ließ ihn hier im Stich. Der Orden war so eingerichtet, daß er die Oberherrschaft über alle andere Mönchsorden erhalten mußte, aber es fehlte ihm an Festigkeit und Dauer. Ihre dreispitzigen Mützen, ihre langen und weiten Ermel, und ihre schwarzen Kutten konnten der Satire des achtzehnten Jahrhunderts nicht mehr entgehen; sie fielen, und erlebten das Schicksal aller menschlichen Einrichtungen. Zum Theil

verdienten sie ihr Unglück, aber manche Beschuldigungen, die in verschiedenen Ländern gegen sie erhoben wurden, waren ungegründet und unerwiesen. Selbst in England haßte und fürchtete man noch diesen Orden lange nach seiner Aufhebung, ärger als auf dem festen Lande.

Sobald daher unser Bischoff den Sturm merkte, der in Europa gegen seine Gesellschaft sich erhob, sobald er sah, daß er in Amerika ein Gegenstand der Eifersucht geworden, und daß das Ministerium des Königs Joseph, der im Jahr 1750. den Thron von Portugall bestieg, Anstalten machte, in die Geheimnisse des Ordens zu dringen, so war er der erste, der auftrat, gegen seine Brüder und den Orden zu schreien, und zwar, um ihnen auf diese Art noch mehr nutzen zu können.

In jeder Gesellschaft, bei jeder Gelegenheit betrug er sich diesen Grundsätzen gemäß, tadelte ihr Betragen, ihre Missionsgeschäfte in Paraguai, schrieb Briefe über Briefe nach Hof, schlug Reformplane vor, und gab Mittel an, den Orden der bürgerlichen Regierung zu unterwerfen.

Selbst der Staatsminister ließ sich lange durch diesen Kunstgriff blenden, und hielt davor, daß ein Jesuitischer Bischoff, der so gegen seinen eigenen Orden schrieb, nothwendig ein ehrlicher Mann seyn müsse. In dieser Meinung theilte er ihm die Gesinnungen des Königs zuweilen mit, der Jesuit hingegen benachrichtigte augenblicklich seine Brüder davon, welche sogleich alle Zugänge des Landes besetzten, und mit der Mütze auf dem Kopf, und dem

Evan=

Evangelium, nebst dem Degen in der Hand, eine geraume Zeit den vereinigten Heeren Spaniens und Portugalls troz boten.

Da aber endlich gar nichts mehr helfen wollte, so suchte der Bischoff durch seine Emissarien wenigstens den Sturz des Ordens soviel möglich zu verzögern, und dies war der Grund aller Schwierigkeiten, die der Vice-König bei Ausführung seiner Befehle fand.

Im Grund seines Herzens verabscheute er den Vice-König, der die ihm anvertraute Macht mit so vielem Eifer gegen seine Brüder richtete, aber sein ganzer Groll lag auf Castelford, der durch seine Thätigkeit und Einsicht die Befehle des Hofs so schnell betrieben, und die guten Väter, bevor sie es sich versahen, nach Europa geschickt hatte.

Aber der Bischoff hatte auch in dieser Sache seine Anhänger, indem das gemeine Volk seinem Orden noch sehr ergeben war; er schickte also mit denselben Schiffen, an deren Bord die Jesuiten waren, sehr schwere Beschuldigungen gegen den Vice-König, die im Namen der Einwohner mehrerer Städte unterschrieben waren, nach Lissabon ein. Einige klagten über die Langsamkeit, mit welcher er die Befehle Sr. Majestät ausführte; andere behaupteten, er habe sich in der Wahl der Personen geirrt, denen er die Ausführung dieses wichtigen Geschäfts übertragen; die Unruhen könnten aufs neue wieder ausbrechen, weil noch mehrere Jesuiten in verschiedenen Gegenden von Paraguai lebten, entweder mit stillschweigender Erlaubniß des Vice-Kö-

nigs

nigs und seiner Räthe, oder weil sich vielleicht letztere mit Geld blenden lassen.

In eben diesen Beschuldigungen wurde behauptet, daß die im Namen des Königs konfiszirten Häuser und Ländereien, der Aufsicht und Verwaltung einiger Günstlinge anvertraut worden, welche kein Vermögen hätten, um für so wichtige Pfänder zu bürgen; das Volk sähe sich daher bei einer so schlechten Ausführung der Königl. Befehle Gewissenshalber verbunden, diesen traurigen Zustand der Sachen nach Hof zu berichten.

Alle diese Klagen gegen den Vice-König waren so künstlich eingerichtet, daß ohne einander zu widersprechen, sie doch verschieden waren, auch waren sie mit einem Ton der Redlichkeit und Wahrheitsliebe abgefaßt, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen konnten, da im Ganzen immer soviel daraus erhellte, daß der Vice-König unfähig sey, seiner Stelle ferner vorzustehen.

Der Staatsminister, der zwar den Hang seiner Landsleute zur Verleumdung gar sehr gut kannte, gerieth dessen ohngeachtet auf die Gedanken, daß so deutlich entwickelte und zahlreiche Beschwerden doch nicht ganz ohne allen Grund seyn könnten. Sie waren überdies in einem Ton abgefaßt, der weder von Haß noch Rache herzurühren schien, es war eine blose Darstellung der Thatsachen, so wie jedermann Zeuge davon gewesen, und der Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit, die aus der Sache selbst entsprang.

Bevor

Bevor aber der Staatsminister einen strengen Entschluß in dieser Sache faßte, nahm er sich vor, in seinen ersten Depeschen den Vice-König von allen diesen Beschwerden zu unterrichten, und unterdessen noch authentischere Beweise abzuwarten.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Vice-König stirbt aus Verdruß über die Depeschen des Hofs von Lissabon. Der Bischoff von Rio Janeiro tritt an seine Stelle; und Castelford wird ins Gefängniß geschickt.

Jeder andere als Castelford würde in diesem Zustand der Niedergeschlagenheit des Geistes und Körpers, die Arbeit und Anstrengung aufs Aeusserste vermieden haben, aber seine Anhänglichkeit an den Vice-König gab ihm Kräfte, und seine Dankbarkeit unterstützte seinen Eifer, indem er die Menge verzögerter Geschäfte vor sich sah, deren Folgen er abzuwenden suchen mußte.

Wenn er die Geschäfte des Tages mit dem Vice-König geendigt hatte, ließ er selten jemand vor sich, den einzigen Don Perez von Govea ausgenommen, der sich das Recht erworben, ihn zu besuchen, und mit ihm sprechen zu dürfen. Dieser

gutherzige und launigte Mann hatte ohne Wissen Castelfords, während dessen Krankheit, und mit Einwilligung des Vice-Königs und seiner Gemahlin, seinen Sohn über der Taufe gehoben, und alle Sorgen für Amme, Pathen, und andere Nothwendigkeiten übernommen, an welche, wegen dem traurigen Ende der Mutter und der Krankheit des Vaters, niemand denken konnte.

Dieser Perez also, der als ein alter Junggeselle die Kinder ausserordentlich liebte, vielleicht gerade deswegen, weil er selbst keine hatte, pflegte oft Castelford vorzustellen, daß ihm allein die Erziehung seines Sohnes zukomme, wobey er versprach, keine Sorgfalt zu sparen, und ihn noch vor seinem Tod so gelehrt sehen wolle, daß er Pabst, Kardinal, oder doch wenigstens Bischoff von Rio Janeiro werden könnte. So erhielt der junge Castelford einen zweiten Vater, zu der Zeit, als er im Begriff war den seinigen zu verlieren.

Der Vice-König fieng nun an wieder ruhig zu werden, die Geschäfte giengen wieder ihren gewöhnlichen Gang, in keinem Theil der politischen Regierung herrschte Stockung oder Trägheit, und selbst der jesuitische Bischoff kam, um ihm seine Freude über den schnellen Gang aller Geschäfte zu bezeigen; welches Kompliment aber blos der Vorbote seiner Rache war.

Castelford fand ein besonderes Vergnügen in dem Gedanken, daß alle seine Bemühungen und Arbeiten seinem Wohlthäter den Beifall und die Erkenntlichkeit eines ganzen Volks erwerben würden;

den; und daß wenn auch die gewöhnliche Undankbarkeit der Menschen ihm diesen Tribut verweigerte, er wenigstens den Misgünstigen und Verläumdern keinen Vorwand ließe ihn zu stürzen. Es schien, als wenn er etwas von der Art voraus ahndete, er wurde zuweilen tiefsinnig, verfiel in seine vorige Schwermuth, und war äusserst unruhig über etwas, wovon er zwar keinen Grund anzugeben wußte, aber es doch jeden Augenblick befürchtete.

Endlich kamen die erwarteten Antworten, nebst den Depeschen aus Lissabon an. Der Staatsminister meldete dem Vice-König, daß Sr. Majestät gnädigst vernommen, daß die Jesuiten aus Paraguai und Brasilien verjagt worden; doch könne er ihm nicht bergen, daß der König eine schnellere Befolgung seiner Befehle von ihm dem Vice-König erwartet hätte. Wenigstens hoffe Se. Excellenz, daß er in der Wahl der Leute, denen er die Verwaltung der konfiszirten Jesuiter-Güter anvertraut, mit der gehörigen Vorsicht und Klugheit würde zu Werke gegangen seyn. Er habe indessen noch einigen Grund zu befürchten, daß noch einige Mitglieder dieses verdächtigen Ordens hier und da sich aufhielten, ohnerachtet er, der Vice-König, wissen müßte, wie streng und bestimmt die Befehle Sr. Majestät hierüber wären. Diesem zufolge hätte er sie ohne Rücksicht auf Zustand der Gesundheit und Alter sämtlich gefesselt nach Europa zurückschicken sollen; dies läge ihm noch ob, unverzüglich ins Werk zu richten, hauptsächlich sollte er die beiden in seinen Depeschen erwähnten gefangenen Jesuiten sogleich zurückschicken,

cken, ohne sich daran zu kehren, ob sie die See zu ertragen im Stande sind oder nicht, weil man sie schlechterdings alle haben wolle, damit die Staaten Sr. Majestät von diesen gefährlichen Leuten mit einemmal gereinigt würden.

Dieselben Depeschen benachrichtigten noch den Vice-König, daß, da Sr. Majestät äusserst daran gelegen gewesen, diese Geschichte schnell vollendet zu sehen, man ihn vorzüglich dazu gewählt, weil sein Eifer und seine Thätigkeit dem König groses Zutrauen zu seiner Person eingeflößt habe. Diesen Königl. Beweisen von Achtung und Gnade gemäß, habe man Grund zu hoffen, daß dies Zutrauen nicht übel angewendet worden, und daß alle jetzigen oder künftigen Beweise des Gegentheils, nach genauer und strenger Untersuchung dem König nie Gelegenheit geben würden, die Wahl zu bereuen, die er mit Sr. Excellenz dem Vice-König getroffen, indem er ihm die Ausführung einer für seine Staaten so wichtigen Sache anvertraute —

Bei Durchlesung dieser Depesche durchschauderte dem Vice-König eine tödtliche Kälte; indem er weit entfernt war, eine solche Pille zu erwarten. Er sah deutlich, daß er bei dem Minister war verleumdet worden, welcher, wenn er seinen Unwillen wollte merken lassen, sich gewöhnlich solcher doppelsinnigen Redensarten bediente; indessen konnte er doch nicht errathen, woher der Schlag kam, der ihm so schmerzlich fiel.

Er war überdies überzeugt, seine Pflicht genau erfüllt zu haben; indem er keinen einzigen Jesuiten in

Brasilien zurückgelassen, ausgenommen die beiden obgenannten Kranken, deren einer noch dazu wenig Tage nach Abreise der Flotte, troz aller Hülfe der Aerzte, gestorben war. Und wie sollte sich, dachte er, der König von Portugall mitten in seiner Hauptstadt, vor zween armseligen Jesuiten fürchten, welche beide krank und hülflos zu Rio Janeiro gefesselt, und von Soldaten bewacht lebten? Es mußten also geheime Feinde ihn angeschwärzt haben, um ihn zu stürzen, und dies konnte er nicht überleben.

Er ließ sogleich Castelford rufen, bat ihn, diese Depeschen zu durchlesen, und seine Besorgnisse entweder zu zerstreuen, oder zu bestätigen, oder vielmehr sein Lebens- oder Todesurtheil zu sprechen; denn wenn die Sache sich wirklich so verhielte, wie er sie dachte, so konnte er sich sicher gefaßt machen, den Ueberrest seines Lebens in einem Staatsgefängniß zuzubringen.

Nachdem Castelford diese Papiere durchlesen, war er so weit entfernt, seinem Freund und Wohlthäter einigen Trost geben zu können, daß er vielmehr selbst eines tröstenden Beistands bedurfte. Beide sahen mit der äussersten Bestürzung, daß sie als Schlachtopfer der Intrigue, der Bosheit und der Verläumdung fallen würden, erkannten die Treulosigkeit, Undankbarkeit, Grausamkeit und Falschheit der Menschen, und wie wenig es sich der Mühe verlohne, sich mit ihrem Wohl aufrichtig zu beschäftigen.

„Für mich, fieng der gebeugte Vice-König an, „ist keine Rettung mehr; ich kenne den Hof und sei„ne argwöhnische Herrschsucht zu gut! mein Ziel ist „gekommen!„ — Mit diesen Worten verließ er Castelford, die Verzweiflung im Herzen, und legte sich nieder, wo er nach vierzehntägiger Quaal und ängstlichen Schweben zwischen Furcht, Rache und Verzweiflung beinah Hungers starb, indem er sich schlechterdings weigerte, die nothdürftige Nahrung zu sich zu nehmen.

Während seiner Krankheit besuchte ihn der dienstfertige Bischoff häufig, und erschöpfte sich in Freundschafts- und Theilnehmungs-Versicherungen. Sobald er aber die Augen geschlossen, entwickelte er mit frecher Freude das Königl. Siegel, und versiegelte damit alle Zimmer, Schränke, Kassen und Zugänge des Pallasts.

Unmittelbar nachher versammelte er den hohen Rath, öfnet, und liest hier das Schreiben des Königs vor, der dem Vice-König gewöhnlich auf den Fall des Sterbens, einen provisorischen Nachfolger zu ernennen pflegt. Bei Durchlesung desselben sieht er seinen Namen, und den des damals abwesenden Statthalters von Baya, mit dem Befehl, daß beide ad interim die Geschäfte des Vice-Königs besorgen sollten, bis neuere Befehle aus Europa ankämen.

Die Verwaltung der Geschäfte war kaum acht Tage in den Händen des jesuitischen Bischoffs, als einer seiner Emissare bei Castelford erschien. Dieser

ser, der in seinem Kummer ganz versunken, und mit dem Andenken aller seiner vergangenen und gegenwärtigen Unglücksfälle beschäftigt war, dachte kaum daran, daß sich der Bischoff seiner erinnern könnte.

Der schwarzgekleidete Emissar erschien, und meldete ihm, nach dem gewöhnlichen Kompliment, im Namen des Bischoffs, wie Se. Eminenz äusserst ungern vernommen, daß man Beschwerden von sehr strafbarer Art gegen ihn angebracht, welche das ganze Bedauern und Befremden des Monsignor erregt hätten.

Er selbst, der Herr Bischoff, wäre vollkommen von seiner Unschuld überzeugt, und schätze ihn so hoch, daß er herzlich wünsche, ihm zum Rathgeber und Vertheidiger dienen zu können; indessen müsse er auch der Gerechtigkeit Gehör geben, die in solchen Fällen gewisse nothwendige Formalitäten vorschreibt. Mit dem äussersten Schmerz sähe er sich also gezwungen, sich seiner Person bis zu jener glücklichen und erwünschten Zeit zu versichern, wo seine Unschuld durch die Bemühungen des Monsignor öffentlich an den Tag gebracht werden könne, weil er gar nicht zweifle, daß sie glücklich über jeden Verdacht triumphiren würde.

Um ihm jedoch einen neuen Beweiß seiner freundschaftlichen Gesinnungen zn geben, wolle er es über sich nehmen, ihn von der Strenge des Gesetzes loszusprechen, welches fordert, daß jede wegen dergleichen Verbrechen angeklagte Person, vor dem Endurtheil, in die gewöhnlichen Gefängnisse

der Bösewichter und Strafbaren eingekerkert werde. Se. Bischöflichen Gnaden hätten daher die Verfügung getroffen, ihm ein besonderes Behältniß anzuweisen, wohin er ihn jetzt bäte, ihm zu folgen.

Sobald der Emissar dieses Kompliment ausgerichtet, überlieferte er Castelford einem Unteroffizier, der mit vier Soldaten an der Thüre wartete, und ihn nach dem gewöhnlichen Hospital brachte, wo er mit denselben Ketten beladen wurde, die ehemals dem kranken Jesuiten angelegt worden, den glücklicherweise der Tod davon befreit hatte. Auch wurde ihm beim Weggehen nicht einmal verstattet, Abschied von der Familie des Vice-Königs zu nehmen, noch weniger sich mit Wäsche oder andern nothwendigen Dingen zu versehen.

Der evangelische Geist des Bischoffs mußte sehr erbaut, sehr entzückt gewesen seyn, unter dem Schleier des Mitleids und der Menschenliebe, Gelegenheit zu haben, Castelforden eben dieselben Fesseln anzulegen, die dieser ehemals einem Mitglied der Gesellschaft anlegen lassen. Seit dem Tod des Vice Königs hatte er beschlossen, seine ganze Rache darüber wenigstens dem Sekretär fühlen zu lassen, da der Tod ihm den Herrn aus den Händen gerissen hatte.

Er hatte alle nöhige Befehle gegeben, um jeden seiner Schritte und Tritte zu beobachten, da ihm nun alles unterworfen, und eine Menge seiner verkappten Mitbrüder unbekannt, umher zerstreut waren, so konnte er ohne Mühe eine grose Anzahl falscher Zeugen haben, die ihm eine Menge Unschul-

schuldiger zum Tod verdammen halfen. In seinem Herzen war Castelfords Urtheil bereits gesprochen; er sollte den Manen der zerstörten Opfer gebracht werden, deren ungeheure in Europa umgestürzte Grundlage er in Brasilien erschüttern helfen.

Unter der Gewalt eines rachsüchtigen Bischoffs, stumm und fühllos vor Schmerz und Leichenähnlich, lag Castelford auf seinem Strohlager, und sehnte sich seit vier und zwanzig Stunden nach der glücklichen Bothschaft seines Todes. Aber der Gefangenwärter drohte ihm mit den empfindlichsten Martern, wenn er sich weigern würde, sein schwankendes Leben durch Nahrungsmittel zu erhalten; er aß also, und stärkte sich, um den ganzen Abgrund seines Elends und das traurige Schicksal eines neben ihm liegenden lebendigen Gerippes zu betrachten.

Als der Gefangenwärter nebst der Wache wieder fort war, wendete sich Castelford nach der Seite, um den Elenden zu betrachten, der sein Gefängniß und alle Schrecken seiner Lage mit ihm theilte. Dieser, der ihn schon längst beobachtet hatte, und ihn für den Sekretär des letzten Vice-Königs kannte, drehte den Kopf nach ihm, und fieng in englischer Sprache zu ihm an:

„Junger Mann! erlauben Sie einem mit dem „Unglück bekanntern Menschen, Ihnen den Rath zu „geben, daß Sie ein so gewöhnliches Schicksal nicht „zu sehr zu Herzen nehmen.„ — Castelford, der höchlich erstaunte, sich hier in seiner Muttersprache anreden zu hören, wollte ihn unterbre-

chen, als dieser, ohne sich an sein Staunen zu kehren, fortfuhr:

„Engländer oder nicht Engländer! was kann „es mir jetzt wohl helfen, ehemals zu dieser oder „jener Nation gehört zu haben. Was mich näher „angeht, ist, daß ich ein Jesuit bin, und daß die„ser Orden, der ehemals von allen Potentaten ge„ehrt und beschützt wurde, jetzt durch die Unbeson„nenheit einiger seiner Mitglieder, ein Gegenstand „der Verachtung und des Abscheues aller Völker ge„worden. Da ich mich aber einmal mit Ihnen „hier befinde, und gleichsam an Schmerz und Elend „gewöhnt bin, so will ich, wenn Sie glauben, daß „die Erzählung meiner traurigen Schicksale Ihre „Leiden mildern kann, Ihnen dieselben anvertrauen, „damit Sie vielleicht die schöne Kunst der Geduld „daraus lernen mögen.„

Castelford dankte ihm, mit der Bemerkung, er sähe nicht ein, wie das Elend eines Andern ihm Trost über seine eigne Leiden gewähren könne. „Da„gegen, fuhr er fort, wünschte ich zu erfahren, wie „Sie als Jesuit so unglücklich werden konnten. „Denn von jeher habe ich doch gehört, daß die „Schüler und Mitbrüder Jesu von jeher Mittel ge„funden haben, die Last des Kreuzes, welches andere „Menschen drückt, von sich abzuwerfen.

„Indessen zweifle ich nicht im geringsten an der „Wahrheit Ihres Unglücks, glaube sogar, daß man „einige nützliche Lehren daraus ziehen kann, wenn „man beobachtet, welche Wege die unerforschliche „Vorsicht mit dem Menschen zuweilen einschlägt.

„Aber

„Aber Trost kann ich daraus nicht ziehen, mein „Schicksal ist so schrecklich, daß ich dem Andenken „desselben den Tod vorziehe, und ihn von der Vor„sehung als die höchste Gnade erwarte, damit sich „endlich das traurige Schauspiel meines Lebens „schließe.„ —

Der Jesuit lächelte, zuckte mitleidig die Achseln, und fuhr fort: „Ihr gleicht in euerm Unwil„len und euerm Leiden den kleinen Kindern, die aus „der Schule zu den Eltern nach Hause kehren. Der „Knabe bringt seine kleinen Beschwerden und Thor„heiten mit zurück, er ist weder boshaft noch un„glücklich, denn zu beiden mangelt ihm die Erfah„rung. So geht es Ihnen; ich sehe wohl, daß „Sie die Theorie der Moralphilosophie studiert ha„ben, daß sie gelernt, einige Scenen des Lebens „mit Blumen einer Empfindung zu bestreuen, die „aber noch nichts Groses empfunden hat, und den „wahren Zustand des im Unglück grau gewordenen „Menschen nicht kennt, der in dem Leiden abgehärtet worden, wie das Holz am Feuer.

„Sagen Sie mir, mein Herr, was ist die „Welt, wenn sie mit dem ernsten Blick des Beob„achters betrachtet wird, anders, als ein unermeß„licher Schauplatz von Raub, Ungerechtigkeit und „Unterdrückung? Was lehrt die Geschichte des „Menschengeschlechts; als Engländer und Mann „von Geist, haben Sie gewiß Gelegenheit und Zeit „gehabt, sie zu durchlesen. Was fanden Sie darinn? „Etwa etwas anders als das schändliche Register der

„Fehler, Verbrechen, Bosheiten und Ausschwei-
„fungen des Menschengeschlechts?

„Wollen Sie mit philosophischem Geist und un-
„partheiisch urtheilen, so können sie nicht leugnen,
„wie Sie standhaft gefunden, daß verzeihliche
„Schwachheiten, und die unüberlegten Schritte und
„Unternehmungen des Unbesonnenen, so wie über-
„haupt der leichtsinnige und muthlose Theil der Ver-
„brechen allezeit weit über den Werth seiner Thaten
„gezüchtigt worden. Nur für halbe Sünder ist die-
„se Welt eine Hölle, wo sie die rächenden Strafen
„treffen, die eigentlich in der andern nur für Todsün-
„den bestimmt sind.

„Aber Hauptverbrechen, Schandthaten und die
„schrecklichsten Unternehmungen gegen das Wohl der
„ganzen Gesellschaft, gehen ungestraft hin, und die
„Urheber derselben leben glücklich und im Ueberfluß
„der Freuden; davon könnte ich Ihnen unzählige
„Beispiele anführen, wenn nicht diese Wahrheit zu
„sehr alltäglich geworden, um noch eines Beweises
„zu bedürfen.

„Was mich betrift, so bin ich bereit hier, so
„wie in Gegenwart des Allwissenden, der einst mein
„Endurtheil fällen wird, zu erklären, daß ich als
„einzelner Mensch, mir weder den Willen noch den
„Vorsatz zu irgend einem Verbrechen, so wenig als
„grose Ausschweifungen vorzuwerfen habe; wäh-
„rend ich sie zu tausenden aus dem verdorbenen
„Schoos der bürgerlichen Gesellschaft hervorkeimen
„sah.

„Da

„Da aber das Beispiel immer stärker wirkt als „die Lehre, so will ich Ihnen nur soviel sagen, daß „ich hier in dieser Stadt, als ein sehr junges Kind „von zween ehrwürdigen Vätern der Gesellschaft entführt worden, welche sich ein Geschäft daraus „machten, junge Leute durch List ihren Familien zu „entreißen, um die Zellen des Ignatius damit zu „bevölkern.

„Ich muß Ihnen ferner gestehen, daß es keine „Greuel giebt, mit denen sie nicht meine zarte Jugend besudelten, nachdem sie mich entführt, und „mit sich in ihre Gegend geschleppt hatten. Dies „ist ein Unglück, welches alle diejenigen traf, die „in genaue Verbindung mit ihnen geriethen, denn „ohnerachtet sie mit allen Graden der Abscheulichkeit „vertraut sind, so waren sie doch zu klug, um die „Würde ihres Charakters, durch unüberlegte Verbindungen mit dem andern Geschlecht, aufs Spiel zu „setzen.

„Als Herren von ganz Paraguai, stand ihnen „jedes erlaubte Vergnügen, welches die Natur mit „freigebigen Händen darbietet, zu Gebot, aber bei „der Strenge ihres Ordens über diesen Punkt, kam „man auf den Gedanken, daß ihnen die Natur bei „Ablegung der drei Gelübde in der ganzen Welt „nichts als Brüder ohne Schwestern zeigte.

„Doch ich übergehe dergleichen alltägliche Dinge. „Da ich mich mitten in einer weitläufigen Gegend, „ohne Hofnung, ohne Wahrscheinlichkeit sah, den „Augen meiner Verführer zu entwischen, und mich „durch unermeßliche unbekannte Wüsteneien von ih-

„nen

„nen zu entfernen, so lehrte mich die Erfahrung, „die Mutter der Weisheit, Verstellung und Klug„heit.

„Ich schützte ein heftiges Verlangen vor, in „den Orden zu treten; die Häupter der Banden „suchten diesen Wunsch zu unterhalten und zu ver„mehren; und der Pater Rektor nahm mich in das „Noviziat auf. Zwei Jahre mußte ich in diesem „Zustand verharren, worauf ich nach einem weit „entfernten Kollegium gegen Süden geschickt wurde. „Daselbst legte ich die drei Gelübde ab, und erhielt „bald nachher die Aufsicht über mehrere Kollegien „und Seminarien Paraguais, gab Anschläge zum „Anbau der Ländereien, besorgte die Aufführung der „Ordensgebäude, ließ Gärten anlegen, und besorg„te mehrere Theile der Oekonomie.

„Da die Obern einige Fähigkeiten zum Land„bau bei mir bemerkten: so ernannten sie mich zu „einem ihrer Verwalter der Oekonomie; ich folgte „dabei meinen eigenen Grundsätzen und Erfahrun„gen, nicht aber den Theorieen Eurer europäischen „Landwirthe, und brachte dadurch alle meine Anla„gen zu einem solchen Flor, daß, nachdem ich bei „einer ausserordentlichen Versammlung der Ober„häupter des Ordens, über meine Grundsätze ge„fragt worden, man beschloß, dieselben schriftlich „zu sammeln, und sie jenseits des Meers zu schi„cken, um den schwachgläubigen europäischen Land„wirthen dadurch die Augen zu öfnen.

„Das ödeste Feld ist für den einsichtsvollen Men„schen ergiebig und belehrend. Da spricht alles zu

„seinem

„seinem Herzen, und er findet reine, unschuldige „Freuden, die ihn an den Acker fesseln, den er ge„baut, an den Baum, den er gepflanzt, und so „ihm das Leben versüßen. Auch sind nur in Städ„ten jene Thoren zu finden, die sich selbst vernich„ten, und den Tod wünschen.

„Ich hingegen wünschte zu leben, und genoß „tausend Freuden, indem die durch ihre Fruchtbar„keit verherrlichte Natur, auf meinen Wink und „gleichsam unter meinen Händen die reichlichste „Erndte hervorbrachte. Meine glücklichen Arbeiten „erhielten mich in Thätigkeit, tausende von India„nern standen zu meinem Befehl bereit, ich theilte „ihnen die Felder aus, lehrte sie säen, pflanzen, „und durchzog mit ihnen die lachenden Gefilde, die „wir fruchtbar gemacht hatten.

Unsre Bemühungen, die durch Wetteifer auf„gemuntert und erleichtert wurden, hatten einen so „grosen Erfolg, daß ich zu dem General-In„spektor aller Pflanzungen der Gesellschaft in Para„guai ernannt wurde. Mein Lieblingsgeschäft be„stand darinn, sie alle nach der Reihe wechselsweise „zu besuchen; wenn ich zurückkam, stattete ich dem „Staatsrath des Ordens Bericht von der Verbesse„rung der Landwirthschaft, und hauptsächlich von „der Lage der Landwirthe ab, die wir sorgfältig „schonten, und hierinn dem Beispiel der Europäer „bei weitem nicht folgten, die sich nur bereichern „können, indem sie diejenigen, die sie ernähren, „verhungern lassen.

„In

„In diesem Punkt hatten die Beherrscher von „Paraguai gar nichts Aehnliches mit euren europäi„schen Regenten; wir hielten keinen Hofstaat, der „das arme Volk aussaugte; alle unsre Einwohner „wurden als Brüder und Glieder einer einzigen gro„sen Familie betrachtet, deren jeder mit den andern „gleiche Ansprüche hatte. Alle waren gut genährt, „gut gekleidet, hatten einerlei Wohnungen, die äl„tern Söhne hatten kein Vorrecht vor ihren jüngern „Brüdern, und wurden nur durch wichtigere, ih„ren Kräfte angemessene Arbeiten, von ihnen unter„schieden; ihr einziger Vorzug bestand in der Ehre, „zu dem Wohl des Ganzen mehr beigetragen zu „haben.

„In dieser glücklichen Lage, reich, mächtig, ab„gesondert von allen geistlichen Geschäften, und „ohnerachtet meiner drei Gelübde und meines Klei„des von dem Orden gleichsam entfernt, hätte ich „nie gewünscht, ein so glückliches Leben, das mir „nichts Höheres zu wünschen übrig ließ, zu vertau„schen. Und wenn ich denn bedachte, welche Ge„fahren von Schande und Laster den ehrlichen Mann „umgeben, der gezwungen ist, sein Glück in der „Welt zu suchen, wie manchem Bösewicht und Be„trüger er schmeicheln, wie er sich vor Elenden er„niedrigen muß, die er in seinem Herzen verachtet! „Wenn ich ferner überlegte, wie er zur Belohnung „dieser Erniedrigung kaum ein nothdürftiges Leben „findet, das ihn der traurigen Nothwendigkeit aus„setzt, sich für den Beschützten eines blödsinnigen „Thoren zu erklären. Ach! wie theuer, wie kost-

„bar

„bar würde mir alsdenn mein stilles glückliches Le„ben! In dieser sanften Stimmung war ich, als „sich plötzlich das Ungewitter über unsern Häuptern „zusammenzog, dessen Donner uns jetzt zu zerschmettern drohen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Castelford erkennt in dem gefangenen Jesuiten seinen Bruder; und stirbt bei den barmherzigen Brüdern.

Der Jesuit wollte fortfahren, weil seine Erzählung Castelfords Kummer einigermaßen zu lindern schien, als er durch einen armselig gekleideten Mann unterbrochen wurde, welcher kam ihn zu besuchen. Nachdem sie eine Weile heimlich mit einander gesprochen, gab er dem Jesuiten einige kleine Fläschchen und andere Dinge, worauf er sich wieder wegbegab.

Castelfords Neugierde wurde nun gereizt zu wissen, was alles dieses bedeute, und der Jesuit, der, wie wir gesehen, keinen schlimmen Charakter hatte, kam seinem Wunsch zuvor, und befriedigte seine Neugierde, indem er fortfuhr:

„Da Sie ein Engländer sind, so zweifle ich „nicht an Ihrem Ehrenwort, wenn Sie es mir

„verpfänden wollen. Unter dieser heiligen Bedin„gung alles aufs gewissenhafteste zu verschweigen, „was ich Ihnen gesagt, und noch ferner, in Bezie„hung auf den Orden, und den Mann, den Sie „eben gesehen, sagen werde, will ich mich Ihnen fer„ner anvertrauen.„ Castelford versprach alles, und der Jesuit fuhr fort:

„Rathen Sie einmal, wer der Mann ist, den „Sie eben bei mir gesehen haben? Es ist nicht der „Bischoff selbst, aber sein vertrautester Freund, den „er zwar nicht öffentlich dafür anerkennt, aber ins„geheim ihm sein ganzes Herz eröfnet; kurz, es ist „sein Mitbruder, wie der meinige, Jesuit und „Wundarzt, so wie Sie Arzt sind.

„Unter diesem Kleide eines Wundarztes hat ihn „der Bischoff in dem allgemeinen Sturm noch ge„rettet, und zu sich genommen. Schade, daß Sie „nicht unser Ordensbruder sind; Sie könnten als„denn der Arzt des Bischoffs werden, und er würde „Ihnen seinen Wundarzt zuschicken, so wie mir.

„Vermittelst dieser Verkappung hat er bisher „angelegentlich für mich gesorgt, denn er will nicht, „daß das Publikum auf die geringste Vermuthung „komme, als wenn er jemand von unsrer Gesell„schaft begünstigte; ohnerachtet der Orden in ganz „Brasilien keinen eifrigern Freund und Beschützer „hat, als dieser Bischoff, der selbst einer der ersten „Jesuiten ist, aber die Begebenheiten der jetzigen „Zeit, und die Sorge für seine eigene Erhaltung „schreibt ihm Behutsamkeit vor.

„Kurz,

„Kurz, aus Liebe zu dem Orden und dessen „Mitglieder, stellt er sich äusserlich, als wenn er „alle Jesuiten verabscheute, tadelt ihre Intriguen, „Unredlichkeit gegen die Regenten, ihren Ehrgeitz, „Eigennutz, und hat so lange gegen sie geschrieen, „geschimpft und verwünscht, daß die Welt durch den „Schein hintergangen, ihn für unsern unversöhn„lichsten Feind hält, während er für uns eine unver„siegbare Quelle der Unterstützung und des Trosts „ist. Ohne ihn und seine Hülfe, die er mir an„bieten ließ, sobald ich hieher kam, wäre ich längst „in meinem Elend zu Grund gegangen.

Als ich hieher kam, war ich krank und elend, „aber des Bischoffs Verpflegung und die Kunst des „Wundarztes haben mich wieder hergestellt, ohner„achtet ich mir dies Uebel durch meine Ausschweifun„gen mit Indianischen Weibern zugezogen hatte, „welche Sünde die Gesellschaft nie verzeiht, und „die ich nur Ihnen gestehe. Indessen hat jeder „seine eignen Sünden zu tragen, und ich glaube „beinah, daß der Orden die Strenge seines jetzigen „Schicksals etwas verdient hat.

„Aber welchen Antheil hatte ich daran? ich ha„be ganz nach meiner Ueberzeugung im Orden ge„lebt, so wie ich in jedem andern Stand würde ge„than haben. Ich wohnte niemals der Junta zu „Rom bei, und erfuhr nie etwas von ihren gehei„men Planen, und ihren herrschsüchtigen und ehr„geitzigen Entwürfen. Ich baute unterdessen die „Felder von Paraguai an, und sollte mir dadurch

„den Haß der Monarchen zugezogen haben? Und „soviele andere Unschuldige, die nun die Wuth und „die herrschsüchtige Raserei einer Handvoll Bösewichter büßen müssen, ohne daß sie von ihren Entwürfen je mehr erfahren haben, als Sie und ich, „alle diese werden mit in den allgemeinen Untergang „verwickelt! Ich verlor Glück und Freiheit, mußte „auf immer in einen Kerker wandern, der noch viel„leicht die gelindeste meiner Strafen ist!

„Sehen Sie also hier offenbare Beweise von „jener Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit, mit wel„cher die Welt regiert wird! Ich fordere Sie auf, „widerlegen Sie mich, wenn Sie können; versu„chen Sie es einmal, dieses Labyrinth zu entwi„ckeln, und rechtfertigen Sie den Gang des Schick„sals!

„Ihre philosophischen Spekulationen, Ihre „Moralphilosophie möchte Sie vielleicht hier im „Stich lassen; aber Sie sind noch jung, und ohne „grose Erfahrung, ich hingegen sollte meine Ruhe „auf jene seichten Hypothesen eurer französischen und „englischen Philosophen gründen, die sich so oft lä„cherlich damit gemacht? Alle diese Leute, die in „ihren bequemen Zimmern, in ihren weichen Klei„dern, bei wohlbesetzten Tafeln, den Menschen nur „von der Aussenseite kennen gelernt; die durch ihr „weichliches gemächliches Leben, und eine glückliche „Unerfahrenheit von der Bosheit und Abscheulich„keit des menschlichen Herzens keinen Begriff ha„ben; diese Leute wollen es wagen, über den Werth „menschlicher Handlungen zu entscheiden?

„O!

„O! das menschliche Herz ist ein Abgrund von „Bosheit, und ich gestehe Ihnen kaltblütig und offenherzig, daß es mir schwer fällt zu glauben, daß „diese elende Welt nicht unter dem Einfluß böser „Wesen steht; es scheint beinah, als wenn die Teu„fel auf diesem Erdball die Menschen zusammenge„trieben hätten, blos um ihnen die Gelegenheit zu „vervielfältigen, einander zu quälen, und sich sämt„lich in Verzweiflung zu stürzen.

„In dieser unmenschlich-menschlichen Verfas„sung der Dinge erblicke ich keine Spur von Regel„mäßigkeit, Wohlwollen, Gerechtigkeit und Anord„nung, ich sehe nichts als eine fremdartige Mischung „aller Elemente der Verderbniß, eine Verwirrung „der Charaktere, die sämtlich der Gewalt und der „Arglist preisgegeben sind; einen elenden Sklaven„haufen, der zu dem Elend jeder Art und Gattung „verdammt ist.

„Mit welcher Stirne wollen Sie nun in dieser „schrecklichen Verwirrung noch einen Schatten von „Gerechtigkeit behaupten. Was sind eure Armeen, „eure Heerführer anders, als gedungene Scharfrich„ter? Wo wollen Sie Gerechtigkeitsliebe auf der „glatten Stirne dieser heuchlerischen, egoistischen, „lügenhaften Menschen mit eisernen Herzen lesen, „denen das Staatsruder anvertraut ist? Dieser „Menschen, auf welche sich andere gemächlich „und sorglos verlassen, und ihnen das Schicksal „ihrer Völker preiß geben?„ —

Der rasende Jesuit würde noch lange fortdeklamirt haben, wenn ihm nicht Castelford mit beiden Händen den Mund zuhielt, und ihn bat, inne zu halten, weil ihm diese Lehre in den Mund eines Jesuiten vollends unerhört vorkam.

Er hielt ihm noch immer mit der einen Hand den Mund zu, während er mit der andern winkte, daß er ihn widerlegen und überzeugen wollte, als ein Offizier nebst einem Bedienten von Seiten des Bischoffs hereintrat, und dem Jesuiten andeutete, daß er sich binnen einer halben Stunde zur Abreise nach Europa gefaßt halten sollte. Zugleich überreichte ihm der Bediente ein paar grobe Hemden, ein paar Schuhe, Strümpfe und ein vollständiges neues Kleid, mit der Bitte, sich ohne Zeitverlust zur Reise anzuschicken, weil sogleich Soldaten kommen würden, ihn an Bord zu führen. Hierauf nahmen sie ihm die Fesseln ab, und giengen fort.

Der immer mürrische und aufgebrachte Jesuit kleidete sich eiligst an, und Castelford, der ihm ohnerachtet seiner Verachtung des Menschengeschlechts geneigt worden, erlag beinah dem Gedanken, nun in seinem tiefen Elend von allen Menschen verlassen zu seyn.

„Glücklich! rief er seufzend, o! allzuglücklich „sind Sie, der Sie Europa, obgleich in Fesseln, „wiedersehen werden! — Ich sehe eben keinen „Grund, erwiederte der Jesuit, einen Menschen „zu beneiden, der sein Leben im Gefängniß zubrin„gen

„gen wird; dort warten Fesseln wie hier, Kerker „ist Kerker, in Europa wie in Brasilien.

„Wenigstens läßt sich, erwiederte Castelford, „in Europa eher ein günstiger Augenblick hoffen, tau„send günstige Zufälle können einem Gelegeheit ge„ben, seine Unschuld zu beweisen; aber hier in „Südamerika, in einer so entfernten Gegend, ist „der Unglückliche durch einen unermeßlichen Raum „von aller Hofnung getrennt; hier seufzt er ewig „unter dem Joch einer despotischen Gewalt, unter „Statthaltern, die, wenn sie auch nicht ungerecht, „wenigstens sorglos und gleichgültig sind; und die, „wenn der Elende auf ihre Hülfe zu rechnen an„fängt, plötzlich abgerufen werden, und ihn verges„sen„ . . .

Thränen und laute Seufzer erstickten hier seine Stimme, und der Augenblick, wo ihn der Jesuit verlassen sollte, lag Centnerschwer auf seinem Herzen. Selbst dieser wurde dadurch erweicht, und versicherte ihn seiner Bereitwilligkeit, ihm überall, wo er nur könnte, zu dienen.

Castelford ward innigst durch diese Theilnehmung gerührt; „Ach! fieng er an, wenn mein „gebeugtes Herz sich noch irgend einer Hofnung über„läßt, so betreffen die Wünsche, die es hegt, nicht „mich, mich fesselt nichts mehr an diese Welt als „ein junger unschuldiger Sohn, der bald keinen Va„ter mehr haben wird! Zür Stütze seiner Jugend „hat er nichts als die Liebe eines Fremden, des „würdigen Johann **Perez von Govea**, der, wenn

„er

„er noch nicht nach Lissabon abgereist ist; vielleicht „mit Ihrem Schiff dahin abgeht.

„Sollte, fuhr er fort, dereinst ein glücklicher „Zufall dies Kind Ihnen in Lissabon vor Augen „bringen, so werden Sie es leicht an einem Maal „auf der Brust erkennen; Erzählen Sie ihm als- „denn, in welcher fürchterlichen Lage Sie seinen Va- „ter verlassen haben. Aber wenn ich noch mehr „hoffen darf! wenn je Ihr günstigeres Geschick Ih- „nen erlaubt, unser geliebtes Vaterland England „wieder zu sehen; Ach! dann bitte ich Sie, su- „chen Sie meinen Onkle auf, er wird Sie für die- „sen Dienst reichlich belohnen, ich kann es nicht „mehr, denn sie haben mir nichts mehr als mein „Elend gelassen.

„Erkundigen Sie sich in der Grafschaft Mid- „le-Esser nach dem Lord Cherington, und sagen „ihm, daß Sie seinen unglücklichen Neffen Carl „Castelford hier im Gefängniß, ein Raub des „Elends und der Verzweiflung, gesehen und verlassen „haben.

„Bei dem Namen Castelford ließ der Jesuit, „der bisher ganz gelassen fortgefahren sich anzuklei- „den, den Schuh, den er eben zuschnallen wollte, „fahren, richtete sich in die Höhe, und sah ihn starr „an. „Sind Sie vielleicht, frug er mit vieler Be- „wegung, der Sohn des Doktor Castelford von „Richmond!„ — Ich werde diesen ehrwürdigen „Greis vielleicht bald wiedersehen, sagte Castel- „ford, er war der Beste der Väter und der Meini-

„ge.„

„ge.„ — Auf dies Wort fiel ihm der Jesuit mit einem Strom von Thränen um den Hals, und rief mit erstickter Stimme: „Ich bin dein unglücklicher „Bruder„ —

Der Leser fühlt selbst, daß diese Scene leichter nachzufühlen, als zu beschreiben ist. „Warum kann „ich, rief Castelford, indem er ihn umarmte, war- „um kann ich nicht, geliebter Heinrich, längst ver- „lorner Bruder, dir nur den hundertsten Theil mei- „nes Unglücks erzählen! So lange Jahre hielten „wir dich für todt! Sag mir, um der Vorsicht „willen, die dich wieder in meine Arme führt, wo „warest du solange? warum ließest du solange nichts „von dir hören; für uns warst du längst gestorben, „und hast uns viele Thränen gekostet!„ —

„Seit meiner Abreise aus England, fieng Hein- „rich an, seitdem ich mich, wie du dich erinnern „wirst, mit dem Kommodore Anson an Bord „begab, und als ein Kind mein Vaterland verließ, „seit dieser ganzen Zeit habe ich nicht eine einzige „Gelegenheit gefunden, einen Brief nach England „zu bringen.

„Auf der See wurde ich an Bord der Fregatte „die Perle übergesetzt, welche nebst dem Schiff „Severn das Geschwader bis nach der Südsee be- „gleitete. Beide Fregatten kamen durch die Meer- „enge von Lemaire, und giengen hier in dem Fluß „Rio Janeiro vor Anker, woselbst ich, wie ich be- „reits erzählt, durch die Liebkosungen jener Jesui-

„ten verführt, und nach dem Innern von Paraguai „gebracht wurde, woselbst ich gelebt habe, bis zu „dem Sturz, der jetzt ihren Orden und mich mit „betroffen.„ —

Während Sie noch mit einander sprachen, erschien die Wache, um den Jesuiten abzuholen.

„Ists möglich, rief Castelford, daß in dem „Augenblick, wo ich meinen Bruder wiederfinde, „der solange Zeit für mich verloren war; ists mög„lich, daß man uns in diesem Augenblick trennt, „uns vielleicht auf ewig einander aus den Armen „reißt! O, Vorsicht! hat deine Allmacht noch ei„ne Strafe für mich aufbewahrt, bevor es mir er„laubt wird, zu dem Staub zurückzukehren, von „dem ich gekommen bin?

„Heinrich! geliebter Heinrich! ich sehe, du „bist standhafter, gewafneter als ich gegen das „Schicksal; flöße mir etwas von deinem Muth ein, „damit ich diese fürchterliche Trennung ertrage!„ . . .

Die Soldaten drangen schärfer in den Jesuiten, fortzugehen, weil das Schiff nur noch ihn erwarte, um unter Seegel zu gehen. Bis dahin hatte sich Heinrich bei seiner Standhaftigkeit erhalten; keine Thräne entschlich seinen Augen, unempfindlich gegen alles, was ihn betraf, abgehärtet durch die wiederholten Schläge des Schicksals, ließen jetzt seine vertrockneten Augen eine Zähre über die zitternde Wange des unglücklichen Bruders fallen, den er unter der Last des Elends erliegen sah.

„Woll-

„Wollte der Himmel! rief er, mein theurer „Carl, daß es in meinem Vermögen stünde, dir „die kleinste Linderung zu gewähren, wie gerne gäb' „ich mein Leben für dich! — Denke nicht mehr an „mich, erwiederte Castelford, indem er ihn fest „an sein Herz drückte; bald hoffe ich keines Trosts „mehr zu bedürfen; aber Heinrich, erkundige dich „nach meinem unglücklichen Sohn, deinem Neffen, „an dem Maal auf der Brust wirst du ihn erkennen, „trage Sorge für ihn, dies ist meine einzige und „letzte Bitte.„ —

Jetzt wurden die Soldaten ungeduldig, und faßten den Jesuiten, um ihn fortzuschleppen; aber Castelford hieng sich fest an ihn, und weinte die bittersten Thränen, ohne ihn loszulassen.

Die Soldaten, welche nichts von dem verstanden, was sich die beiden Brüder in ihrer Muttersprache sagten, noch das Gefühl und die Thränen, mit denen sie ihre Reden begleiteten, begreifen konnten, packten den Jesuiten stärker, um ihn fortzureißen; zugleich versetzte die Schildwache seinem Bruder einen Stoß mit der Flinte, wodurch der Schuß losgieng. Der darüber erschrockene Jesuit sprang gegen die Thüre, und sah im letzten Blick seinen unglücklichen Bruder auf der Erde wimmernd, der ihm mit gebrochenen Augen das letzte Lebewohl zuwinkte, welches sein Mund nicht mehr aussprechen konnte; denn die Heftigkeit des Stoßes, und der Schmerz dieser Trennung, hatten endlich allen

Widerwärtigkeiten und Quaalen, die sein Leben verbittert, ein Ziel gesetzt.

Vergebens hob ihn die Schildwache von der Erde auf, um ihn auf ein Bett zu werfen; der rohe Soldat, der jetzt seine Unmenschlichkeit bereute, konnte ihm das Leben nicht wiedergeben, er hatte alle Besinnung verloren, und konnte kaum noch zuweilen den Namen seines Bruders stammeln.

Man brachte ihn in das Hospital der barmherzigen Brüder, woselbst ihn sein Schicksal bis zu dem letzten Augenblick verfolgte; man warf ihn mit der Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit hin, mit der man den Armen und Dürftigen selbst in diesen Freistätten des Mitleids und der Menschenliebe behandelt; er starb wenig Tage nachher.

Inhalt des ersten Theils.

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Castelford geht nach Paris, seine Studien zu vollenden, und von da nach Portugall. . . S. 3

Zweites Kapitel.

Castelford erhält Nachricht von dem Tod seines Vaters, und nimmt die Stelle als Arzt des englischen Komptoirs zu Porto an. . . . 9

Drittes Kapitel.

Castelford wird mit einer alten vornehmen Dame von Porto bekannt, die ihm nach ihrem Absterben ein altes sehr merkwürdiges Manuscript hinterläßt. 15

Viertes Kapitel.

Charakterschilderung des ehrwürdigen Pater Priors; er sucht Gelegenheit, das Vermögen des Doktors an sich zu ziehen. 20

Fünftes Kapitel.

Der Prior klagt den Doktor Castelford bei dem Staatsminister wegen Hochverrath an. . 24

Sechstes Kapitel.

Der Doktor wird bei einem nächtlichen Spaziergang gefangen genommen, auf die andere Seite des Flusses gebracht, und als Arrestant nach Lissabon geschickt; unterwegs schreibt er an den Prior. S. 29

Siebentes Kapitel.

Castelford wird nach dem Gefängniß gebracht; die Jesuiten werden aus Portugall verjagt, und Pater Malagrida wegen Ketzerei verbrannt. = 34

Achtes Kapitel.

Castelford wird als Staatsgefangener nach Brasilien gebracht, und kömmt daselbst krank an. 40

Neuntes Kapitel.

Castelford wird mit dem Haushofmeister des Vice-Königs bekannt, der seinem Herrn einen günstigen Bericht von ihm abstattet; der Vice-König nimmt ihn gütig auf, und bietet ihm Dienste an. 43

Zehntes Kapitel.

Castelford erwirbt sich die Gunst der Familie des Vice-Königs; der Haushofmeister räth ihm, diese Gelegenheit zu benutzen, um eine einträgliche Stelle in Brasilien zu erhalten. = = = 49

Eilftes Kapitel.

Die Gemahlin des Vice-Königs wird krank, und von Castelford kurirt. Der Vice-König überträgt ihm wichtige Geschäfte. = = = 55

Zwölftes Kapitel.

Der Vice-König, seine Gemahlin und deren Gesellschafts-Fräulein charakteristisch geschildert. 62

Dreizehntes Kapitel.

Miß Arabella Dyson, und ihre Familiengeschichte. 67

Vierzehntes Kapitel.

Lancaster wird zu Lissabon mit der Tochter des Don Manoel Montenegro bekannt; Begebenheiten, die sich dabei ereignen. . . . . S. 74

Funfzehntes Kapitel.

Kapitain Dyson kehrt nach England zurück, kauft daselbst ein groses Schiff, und geht nach Ostindien unter Seegel. Schicksale, die er daselbst erlebt; seine Gemahlin verläßt die Grafschaft Essex, und geht nach Lissabon. 88

Zweiter Abschnitt.

Sechszehntes Kapitel.

Charakter der Herzogin von Melinda. Verfahren des Staatsministers Pombal. . . . 93

Siebzehntes Kapitel.

Kapitain Dyson im Gefängniß; Begebenheiten einiger Gefangenen; Ankunft der Miß Dyson in Lissabon, u. s. w. 102

Achtzehntes Kapitel.

Charakter der Portugiesen. Tod der Donna Maria de Menezes. Rückkunft des Doktor Castelford nach Rio Janeiro. . . . 113

Neunzehntes Kapitel.

Castelford fährt in seinen Verrichtungen fort; und schlägt alle Anerbietungen aus. . . 119

Zwanzigstes Kapitel.

Neue Anerbietungen von Seiten des Vice-Königs, Castelford erklärt endlich seine Neigung für Miß Arabella. 126

Ein

Bayerische Staatsbibliothek München

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Castelfords Verheurathung mit Miß Arabella. = = = = = = S. 134

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Glückliche Ehe; Castelford verliert seine Gemahlin. = = = = = = = 142

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Der Bischoff von Rio Janeiro sucht Castelford zu stürzen. Charakter dieses Bischoffs. = 149

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Der Vice-König stirbt aus Verdruß über die Depeschen des Hofs von Lissabon. Der Bischoff von Rio Janeiro tritt an seine Stelle; und Castelford wird ins Gefängniß geschickt. = = 161

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Castelford erkennt in dem gefangenen Jesuiten seinen Bruder; und stirbt bei den barmherzigen Brüdern. = = = = = = = 177

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ober
Bucheinbände n
Neufahrnerstr. 8
8303 Rott

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte und Begebenheiten des Doktor Casselford

Berlin 1793

Port. 25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10779910-7
VD18 14468336-001